Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 33 — Leipzig, den 16. August — **1894**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das Geheimnis unsers Gebetslebens: 2 — Die Kirche und die Kinder: 1. Die Geschichte des Kindergottesdienstes; 2. Der Charakter des Kindergottesdienstes — Karl v. Hases Gesammelte Werke: 1. Autobiographisches — Zur Würdigung Fritz von Uhdes — Emanuel Geibel in Leben und Lyrik: 2. Die dichterischen Leistungen Geibels. Die Hauptstätte: München. Die Einzelwerke. Geibels Naturpoesie, Liebeslieder, Vaterlandslieder; Scherzlieder — Verschiedenes: Der lebendige Gott; Noch einmal der Tropfen am Eimer; Ein Erwerbszweig für gebildete Frauen; Der kleine Johannes; Geschichte der Weltlitteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker; Volksrundschau — Anzeigen

Das Geheimnis unsers Gebetslebens

Der Geist selbst vertritt uns aufs beste. Röm. 8, 26.

2

Das ist nun freilich schwerer zu verstehen als das Erste. Zunächst ist das doch wohl die allen Christen gemeinsame Ueberzeugung, daß der Geist Gottes bei uns und in uns ist, jener Geist, den der Herr seinen Jüngern verheißen hat in schwerer Abschiedsstunde als Ersatz für seine leibliche Gegenwart; jener Geist, der sich auf die erste Christengemeinde herniedersenkte als ein hehres Pfingstgeschenk vom Himmel, der sie erleuchtete wie himmlische Flammen, der sie ergriff wie ein himmlischer Sturmwind, um sie einer ganzen Welt entgegenzutreiben, der sie durchwärmte wie himmlische Glut und ihnen gab zu reden von den göttlichen Geheimnissen in einer Sprache, die jedes Menschenherz verstand. Dieser Geist ist noch bei uns, so gewiß der Herr selbst bei uns ist: „Er ist bei uns noch auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben."

Und auch das wissen wir, daß wir uns auf den Beistand dieses Geistes verlassen dürfen, daß, wo unsre Kraft versagt, er uns zu Hilfe kommt mit Lehre, mit Trost, mit Mut, mit Freudigkeit. Und wenn es uns überhaupt einmal in unserm Leben gelingt, etwas zu thun, „wie sichs gebührt," da wissen wir doch ganz gut, daß dies nicht unser Verdienst ist, sondern ein Werk der Gnade Gottes, nicht eine Frucht unsrer Weisheit, sondern der Erleuchtung durch den Geist, nicht eine Errungenschaft unsers Rennens und Laufens, sondern ein Segen dessen, der in den Schwachen mächtig sein will.

Diese uns wohl bekannte und vertraute Betrachtungsweise wird hier nur ausgedehnt auf unser Gebetsleben, dieser allgemeine Christenglaube wird hier nur angewendet auf das innerste Heiligtum unsrer Seele, in dem die Zwiesprache zwischen ihr und Gott stattfindet. Ists doch auch ganz natürlich, daß wir wie sonst überall so auch hier vor Gott nicht bestehen; müssen wir uns in allen andern Dingen auf den Beistand des heiligen Geistes verlassen, um zu thun, „was sich gebührt," so ist er uns auch hier von nöten. Und er ist uns ja verheißen; glauben dürfen wir an ihn, hoffen dürfen wir auf ihn, der Apostel sagt es uns, dieser gewaltige Beter; er hats erfahren: der Geist hilft unsrer Schwachheit auf, auch beim Beten, er vertritt uns aufs beste, wenn wir nicht wissen, was wir beten sollen, wie sichs gebührt.

Nur daß wir uns keine falsche Vorstellung von der Art dieser Hilfe des Geistes machen! Wollten wir etwa erwarten, daß uns nun dieser Geist ein äußerlich wohlgesetztes und auch innerlich in jeder Beziehung vollkommnes Gebet in den Mund legte, so könnten, ja müßten wir uns schwer enttäuscht sehen. Unser Apostel wenigstens sagt davon nichts, Paulus redet von einem unaussprechlichen Seufzen, das der Geist an die Stelle unsers stockenden und wankenden Gebets setze. Und das dürfen wir doch so deuten, daß, wenn unser Gebet auch äußerlich unvollkommen bleibt, ohne genaue Bezeichnung dessen, was wir beten, ohne glatten fließenden Ausdruck, ja ohne eigentliche Klarheit und Gewißheit, es doch durch den Geist eine innerliche Kraft gewinnen wird, die nicht aus unsrer matten Seele stammt, eine heilige Brünstigkeit, zu der unser zweifelndes Gemüt es nicht gebracht hätte. Dann lautet unser Gebet wohl: „aus der Tiefe rufe ich zu dir" oder „Gott sei mir Sünder gnädig" oder „ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben." Das sind wenige und unvollkommne Worte, kaum mehr als Seufzer, aber wieviel liegt dann in ihnen, welches Ringen und Sehnen! Sie sagen, was sich nicht sagen läßt, und ein einziger Seufzer drückt Unaussprechliches aus.

Würde und dürfte hier ein Mensch zuhören, er verstünde uns nicht, er meinte, wir sagten nichts oder sehr wenig; aber das ist eben unser Trost, daß Gott, der die Herzen erforschet, weiß, was des Geistes Sinn sei, daß er auch das Nicht-Gesagte, ja das Unaussprechliche heraushört aus unserm Seufzen, das, was kein Mensch weiß und sagen kann, ja was wir selbst kaum wissen oder gar sagen können. „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz," ruft er uns zu, und in diesem unaussprechlichen Seufzen liegt ja unser Herz, unser ganzes Herz, so arm, so reich, so glücklich, so elend es ist, ein Herz voll Sünde, aber ein Herz, das „nach Gott schreit."

Und so kommt denn doch bei aller Unvollkommenheit des Ausdrucks, ja bei aller Unklarheit der Gedanken ein Gebet zustande, das Gott gefällt, das zu seinem Throne gelangen darf nicht durch uns, sondern durch den Geist Gottes: Der Geist vertritt die Heiligen, so wie es Gott gefälllt. Freilich, wenn es sich irgendwo zeigt, daß wir keine Heiligen sind, daß wir so nur heißen können, weil wir heilig werden sollen, so ist es im Gebet: es ist der Spiegel unsrer Unheiligkeit, aber eben deshalb ist es auch das Siegel dafür, daß der Geist bei uns ist; wenn wir beten können, wie es Gott gefällt, dann haben wir diesen Geist, und seine Heiligkeit deckt unsre Unheiligkeit, seine Kraft tritt an die Stelle unsrer Schwachheit.

H B

Die Kirche und die Kinder

Uebersicht: 1. Die Geschichte des Kindergottesdienstes; 2. Der Charakter des Kindergottesdienstes; 3. Die biblische Unterweisung im Kindergottesdienst; 4. Die Festfeiern im Kindergottesdienst; 5. Das Verhältnis der Kinder zu ihren Lehrern; 6. Die Verpflichtung zum Kindergottesdienst; 7. Die Fortbildung der Kindergottesdienste; 8. Der Segen des Kindergottesdienstes

1. Die Geschichte des Kindergottesdienstes

Daß die kirchliche Arbeit sich nicht darauf beschränken dürfe, sonntäglich der Gemeinde das Wort Gottes zu predigen und alltäglich dem Einzelnen durch die Seelsorge nachzugehn, sondern dafür zu sorgen habe, daß auch den Klassen des Volkes,

die irgendwelche Verhältnisse am Kirchgange verhindern, eine geordnete Teilnahme am Gottesdienste ermöglicht wird — dieser Grundsatz greift immer weiter Richtung gebend und Ziel setzend um sich. Schiffergottesdienste, Kellnergottesdienste, Fabrikgottesdienste, Andachten auf Bauplätzen u. s. w. sind so entstanden. Vielleicht keine Klasse der Bevölkerung hat so erfolgreich die Fürsorge kirchlicher Arbeit erfahren als die Kleinen, die Kinder.

Man darf sagen, daß noch vor etwa fünfzig Jahren die Kirche sich um die Kinder überhaupt nicht gekümmert hat. Die Ansätze, die der Pietismus gemacht hatte, waren großenteils erstorben; die in der lutherischen Kirche herkömmlichen Katechisationen mit der Jugend fristeten kümmerlich ihr Dasein — eine unerquickliche Arbeit für den Geistlichen, ein widerwillig getragner Zwang für die Kinder, ein Anlaß zu steten Reibungen mit den Lehrern auch heute noch. Erst ungefähr seit dem Jahre 1848 fassen die in England gebornen Bestrebungen der Sonntagsschule in Deutschland Wurzel, freilich nicht, ohne sogleich eine gründliche Umbildung zu erfahren, und nicht, ohne von Kritikern ganz verschiedner Richtungen, ja selbst von einzelnen Kirchenregimentern Mißgunst und Verurteilung reichlich über sich ergehen lassen zu müssen.

Die englische Sonntagsschule hat von vornherein einen ganz andern Charakter. Robert Raikes, ein Zeitungsredakteur in Gloucester, wurde im Jahre 1781 auf die Verwahrlosung und Verkommenheit der Jugend aufmerksam, die ohne Aufsicht und ohne Schulzwang auf den Straßen der Stadt zur Unruhe der Erwachsenen ihr Unwesen trieb. Er entwarf den Plan, gerade am Sonntag, wo dies zügellose Treiben den Gipfelpunkt erreichte, die Jugend zu sammeln und zu beschäftigen. Er gewann dafür vier Lehrer. Sie unterrichteten die Kinder, die er ihnen zuführte, zwei Stunden im Lesen, dann folgte nach einstündiger Pause Erklärung der Sonntagslektion, gemeinsamer Gottesdienst und wieder bis 5 Uhr Katechismusunterricht.

Das Unternehmen fand Anklang. Die Eltern rühmten die zunehmende Gesittung. Die erziehlichen Erfolge fielen in die Augen. Der zuständige Pfarrer übernahm das erste Vorsteheramt. Durch seine Aufsehen erregenden Zeitungsartikel sorgte Raikes für die Beschaffung der Mittel und für die weitere Ausbreitung des Werkes. Als er 1811 starb, war England mit einem Netz von Sonntagsschulen bedeckt; und auch in Schottland, Irland, Amerika hatten sie Fuß gefaßt. Jetzt werden in England etwa drei Millionen Kinder sonntäglich von mehr als 300000 freiwilligen Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet. Alle Kreise der Bevölkerung wenden den Sonntagschulen die wärmste Teilnahme zu; ihr kultureller Wert hat bei Politikern und Historikern schon wiederholt rühmende Anerkennung gefunden.

Gerade dies aber, die Verbindung religiöser und kultureller Zwecke, die der englischen Sonntagsschule ihren eigentümlichen Charakter aufprägt, war in deutschen Verhältnissen kein Bedürfnis, denn hier bestand, wenigstens in den meisten deutschen Staaten, die obligatorische Volksschule, und sie sorgte in ausreichendem Maße für die Erziehung und Bildung der Jugend. Wenn daher die ersten deutschen Sonntagsschulen in Hamburg und Bremen noch ganz nach dem Muster der englischen Unterrichtszwecke mit Erbauung verbanden, ja in den Vordergrund stellten, so erklärt sich dies daraus, daß es eben dort in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts noch keinen Schulzwang gab und Hunderte von Kindern zur Konfirmation kamen, ohne die notwendigsten Kenntnisse im Lesen und Schreiben zu haben. Sobald aber die Bewegung in andre Gebiete drang, wo sie den obligatorischen Schulunterricht vorfand, ließ sie die erziehliche Tendenz fallen und beschränkte sich auf die Erbauung der Kinder. Schon der Gründer von Sonntagsschulen in Berlin, der Pastor der Elisabethgemeinde, Kuntze, schloß alle andern Unterrichtsgegenstände aus, beschränkte sich auf Katechisationen in der biblischen Geschichte und gab dieser Veranstaltung den seitdem immer mehr verbreiteten und der deutschen Art angemesseneren Namen Kindergottesdienst. Er mußte sein Werk zwar unter dem Druck der vorgesetzten Behörde fallen lassen;

aber der mit dem tollen Jahre 1848 beginnende Aufschwung aller Unternehmungen der innern Mission belebte auch die Kindergottesdienste aufs neue und breitete sie über alle deutschen Landeskirchen aus. Gegenwärtig besteht in Berlin ein Komitee zur Förderung der Sonntagsschulsache in Deutschland, das eine eigne Zeitschrift herausgibt, den von Konsistorialrat D. Dalton redigirten „Sonntagsschulfreund,“ und zeitweise einen eignen Reiseagenten zur Ausbreitung und Einrichtung neuer Kindergottesdienste unterhalten hat. Ein andrer Mittelpunkt ist Bremen, wo die um die gesunde und kräftige Entwicklung der Kindergottesdienste hochverdienten Pastoren Tiesmeyer, Zauleck und Volkmann eine ganz vorzügliche illustrirte Monatsschrift zur Förderung der gottesdienstlichen Pflege der Jugend herausgeben, den „Kindergottesdienst“ (Preis jährlich nur 2 Mk.). Ein dritter Mittelpunkt ist Stuttgart. — Die Kirchenregimenter haben sich von Jahr zu Jahr freundlicher dazu gestellt und es an warmer Empfehlung und Förderung nicht fehlen lassen. Alle drei Jahre wird eine Sonntagsschulkonvention gehalten, auf der neben organisatorischen und pädagogischen Beratungen auch die Kinder in großen Festgottesdiensten zu ihrem Rechte kommen.

Leider ist es unmöglich, rechnerisch-genauen Bericht über den gegenwärtigen äußeren Bestand des ganzen Werks zu geben; nicht einmal für Preußen, wo der Oberkirchenrat sich alle fünf Jahr Bericht erstatten läßt, sind genaue Angaben möglich, weil die Statistik aus den einzelnen Provinzen bisher der einheitlichen Basis entbehrt. Fest steht nur dies, daß das Kindergottesdienstwerk in einem gesunden, starken Wachstum steht. Nach ungefährer Schätzung werden zur Zeit in Deutschland 400000 Kinder von 24000 Helfenden unterwiesen.

2. Der Charakter des Kindergottesdienstes

Der Unterschied zwischen den englischen Sonntagsschulen und den deutschen Kindergottesdiensten ist also, wie oben schon gesagt, bedingt durch die in beiden Ländern verschiedne religiöse Vorbildung der Kinder. Jene hat es in erster Linie mit Unterricht, diese mit Erbauung zu thun. Dieser Grundsatz ist heute unter uns fast allgemein anerkannt, auch bei denen, die der Volksschule und ihren Erfolgen mißtrauischer gegenüberstehen. Insofern verfolgen die deutschen Kindergottesdienste viel bescheidnere Zwecke als ihre englischen Vorbilder. Sie wollen nicht das religiöse Wissen vermehren — dies Werk überlassen sie freudig der dazu berufnen Schule; sie meinen auch nicht, erst durch ihr Thun den Kindern Liebe zu Gott und dem Heiland ins Herz pflanzen zu müssen — diese Aufgabe muß von allen Faktoren gemeinsam verfolgt werden, die an der Erziehung der Kinder beteiligt sind, und Eltern und Lehrer vermögen da unendlich viel mehr als die Sonntagsschule; sie wollen einzig und allein den Kindern den Gottesdienst lieb und wert machen und sie daran gewöhnen, daß zum richtigen Sonntag auch eine Stunde religiöser Andacht und gemeinsamer Feier gehört. Sehr wenig und — sehr viel! Denn dies kann die Schule naturgemäß nicht, da sie den Sonntag eben freiläßt und da gemeinsamer Kirchgang der Kinder mit dem Lehrer, wie er wohl früher manchenorts üblich war, jetzt überall geschwunden ist. Und dies können vielfach auch die Eltern nicht, gehindert durch häusliche Geschäfte und körperliches Ruhebedürfnis, oder jedenfalls thun es vielfach die Eltern nicht. Ja, vor allem, dies ist ohne die besondre Einrichtung von Kindergottesdiensten eine Unmöglichkeit; denn die Teilnahme der Kinder an den Gottesdiensten der Gemeinde bietet den Erwachsenen nur zu leicht eine Störung und einschläfernde Langeweile den Kleinen.

Dies Ziel der Kindergottesdienste bestimmt nun auch ihre Art und innere Gestaltung. Gottesdienste sollen es sein; deshalb müssen in ihnen alle die Elemente geboten werden, ohne die Erbauung nicht möglich ist: Gesang, Gebet, Gottes Wort und dessen Auslegung und Anwendung. Für Kinder sollen sie gehalten werden, deshalb muß an die Stelle der Predigt, der zu folgen das Verständnis der Kinder nicht ausreicht, das Zwiegespräch treten; und wenn ein größerer Kreis von Kindern sich sammelt, muß, um die persönliche Berührung

mit den Einzelnen zu ermöglichen, der leitende Geistliche unterstützt werden von Helfern oder Helferinnen. Auf den Gemeindegottesdienst soll der Kindergottesdienst hinführen, deshalb muß die Anordnung der Elemente in der Weise erfolgen, daß sie auf den Gang des Gottesdienstes vorbereitet, d. h. die Liturgie des Kindergottesdienstes muß die dem kindlichen Fassungsvermögen angepaßte Liturgie des Gemeindegottesdienstes und die Unterweisung der Kinder dem kirchlichen Bekenntnis entsprechend sein.

Im allgemeinen vollzieht sich der Kindergottesdienst nach diesen Grundsätzen. Natürlich kann ihnen in sehr verschiedner Weise entsprochen werden; schon die Mannigfaltigkeit der Gottesdienstordnungen in den deutschen Landeskirchen bringt es mit sich, daß der darauf vorbereitende Gang des Kindergottesdienstes sich verschieden gestalten muß. In der preußischen Landeskirche und wohl überhaupt im nordöstlichen Deutschland ist heute größtenteils verbreitet die Liturgie der Berliner Kinderharfe, die der neue preußische Agendenentwurf mit nur geringfügigen Abweichungen einfach übernommen hat. Darnach verläuft der Gottesdienst in folgender Weise: Auf das Eingangslied folgt der Eingangsspruch des Geistlichen

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichen Segen in himmlischen Gütern durch Christum. So spricht der Herr: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes."

Darauf erwidern die Kinder mit dem Gesange

„Schaffe in mir Gott ein reines Herze und gieb mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir."

Der Geistliche antwortet auf diese Bitte mit einem Gnadenspruch und intonirt das Ehre sei Gott in der Höhe, das die Kinder aufnehmen. Darauf folgt der Gruß: Der Herr sei mit Euch — und die Entgegnung: Und mit deinem Geiste. Ein kurzes Gebet, das sich die Kinder mit Amen aneignen, leitet zur biblischen Lektion über, die der Geistliche entweder allein oder versweise mit den Kindern abwechselnd lesen soll. Ein passender Spruch bietet die Anknüpfung an das Halleluja. Geistlicher und Kinder beten das apostolische Glaubensbekenntnis. Die Kinder singen: Ehre sei dem Vater u. s. w. Unterweisung, über deren Art nichts bestimmt ist. Lied, Freies Schlußgebet, Vaterunser gemeinsam gebetet, Gesang des Heilig, heilig und Segen. Eine viel weiter ausgeführte liturgische Form bietet die in der sächsischen Agende vorgeschriebne und auch in Anhalt übernommne Ordnung; eine erheblich kürzere die z. B. im Dom in Halle und in dem Marburger Universitätskindergottesdienste gebräuchliche. Neue, wie ich glaube, nicht sehr glückliche Versuche liegen namentlich im Anhange des von Tiesmeyer und Zauleck herausgegebnen, in der Auswahl und dem musikalischen Satz der Lieder vorzüglichen deutschen Kindergesangbuchs vor.

Natürlich lassen sich gegen diese Ordnungen mehrfache Bedenken geltend machen. Aber viele derselben, z. B. Beanstandung des „Grußes," werden entkräftet, wenn man als das Ziel des Kindergottesdienstes die Vorbereitung auf den Gemeindegottesdienst im Auge behält. Denn unter diesem Gesichtspunkte muß die Liturgie des Kindergottesdienstes eben auch die Mängel der Hauptliturgie an sich tragen, wozu der an seiner Stelle auch im Hauptgottesdienste unverständliche und irreführende Gruß freilich gehört.

Wir fragen also nur: Ist in diesen mit Recht der Hauptliturgie angepaßten Liturgien etwas, was entweder mit dem Zwecke der Erbauung nicht harmonirt oder den kindlichen Horizont überschreitet? Das Erstere ist jedenfalls nicht der Fall; es sind alle zum Gottesdienste gehörigen Bestandteile geboten und nichts Fremdartiges hinzugefügt. Nur das möchte man wünschen, daß die Art der biblischen Lektion etwas genauer bestimmt würde. Heute ist großenteils üblich, daß der biblische Abschnitt so verlesen wird, daß der Geistliche einen und die Kinder den folgenden Vers lesen. Diese Sitte scheint mir bedenklich und unerbaulich. Ich will nicht den Einwand urgiren, daß es überhaupt dienlicher ist, den Kindern die Bibel nicht zu früh in die Hand zu geben, sondern nur auf die Erfahrung hinweisen, wie unfeierlich dies Zusammensprechen ist, wie sichtlich die vom Geistlichen verlesenen Verse den Kindern verloren gehn, da diese schon im voraus den folgenden Vers ansehn, und wie sehr dadurch der Zusammenhang zerrissen wird. Auch giebt der Geistliche damit die Möglichkeit aus der Hand, fremdartige Ausdrücke, ohne daß es umständlicher Erklärung bedürfe, von vornherein durch verständliche zu ersetzen, und besonders bedeutsame Worte durch stärkere Betonung hervorzuheben. Mir scheint, es sollte überhaupt nicht gelesen werden, sondern der Geistliche sollte den biblischen Abschnitt — freilich wörtlich, nur mit Ersetzung fremdartiger Worte und Weglassung etwa das Verständnis störender Sätze — erzählen, dabei aber die Kinder im Auge haben. Dies u. a. von Zauleck empfohlne Verfahren sichert den biblischen Geschichten einen ganz eigenartigen, oft ohne Erklärung das Herz treffenden Eindruck. Auch die zweite Frage, ob in der beschriebnen Liturgie etwas sei, das das kindliche Verständnis überschreite, darf verneint werden. Das gemeinsame Bekenntnis des Apostolikums scheint mir in einem Alter, wo jedenfalls ein Zweifel an dessen Sätzen kaum schon vorhanden sein dürfte, im Kindergottesdienst viel unbedenklicher als sein sonntäglicher Gebrauch vor der Gemeinde. In dem Kinderbekenntnis kommt nichts andres zum Ausdruck als die Ehrfurcht vor der göttlichen Offenbarung und der Wille einer persönlichen Beteiligung daran, ganz abgesehn von seinem Inhalt im Einzelnen. Und als Ausdruck dessen ist es unendlich wertvoll. Dagegen sollte prinzipiell, wie es in der oben vorgeführten Liturgie des preußischen Agendenentwurfs geschieht, von einem ausgeführten Sündenbekenntnis abgesehn werden. Für diese Aeußerung tiefster christlicher Erfahrung fehlen im Kindergemüt alle Vorbedingungen. Es wird trefflich durch die Bitte um ein reines Herz und neuen, gewissen Geist, heiligen Geist, zumal in der Form des den Kindern ohnehin vertrauten Psalmwortes, ersetzt. Unmotivirt scheinen mir in dieser Liturgie nur zwei Stücke, das Ehre sei dem Vater nach dem Glaubensbekenntnis, — umso mehr deshalb, weil ja die Kinder das Glaubensbekenntnis selbst mitgesprochen haben, es also einer Aneignung nicht mehr bedarf, und das Heilig, heilig am Schluß, noch dazu losgetrennt von dem Erhebet eure Herzen, wodurch es allein verständlich wird. Es wird auch deswegen fallen dürfen, weil die neue Gemeindeliturgie vorsieht, dies älteste Stück der Liturgie seinem ursprünglichen Platze, der Abendmahlsfeier, wiederzugeben.*) E F

Karl v. Hases Gesammelte Werke

Uebersicht: 1. Autobiographisches; 2. Leben Jesu; 3. Kirchengeschichtliches; 4. Dogmatisches; 5. Kleinere Schriften.

Die Verlagsbuchhandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig hat in dem Zeitraum von 1890 bis 1893 das bedeutende Unternehmen durchgeführt, eine Ausgabe der Werke des Theologen Karl v. Hase für die weitern Kreise der Gebildeten zu veranstalten. Abgesehen ist dabei von den rein wissenschaftlichen Werken, die in Form von Lehrbüchern erschienen sind. Aber noch ist eine volle Ernte von zwölf stattlichen Bänden übrig geblieben, deren reicher Inhalt sich durchweg nur durch Herstellung von Teilbänden bewältigen ließ, sodaß jeder Band mindestens in zwei, einige in drei, der dritte Band der Kirchengeschichte sogar in vier Abteilungen zerfallen.

Hase ist zwar in weitern Kreisen vorwiegend als Kirchenhistoriker bekannt geworden. Allein er hat sich fast auf allen Gebieten der Theologie und ebenso im Bereich allgemein menschlicher Fragen mit derselben schriftstellerischen Liebenswürdigkeit und Anmut bewegt. Wir lernen ihn aus den „Gesammelten Werken" nicht bloß als Geschichtsforscher, sondern auch als feinsinnigen Dogmatiker, als Begründer der wissenschaftlichen Dar-

*) Im Zusammenhange mit dem oben Gesagten könnte natürlich noch sehr viel erörtert werden, z. B. die Frage, ob der Kindergottesdienst in die Kirche gehört oder nicht. Es handelt sich aber für mich nicht darum, den im Kindergottesdienste Arbeitenden Winke oder Lehren zu geben, sondern den Lesern der Christlichen Welt ein Bild von dem zu zeichnen, was in den Kindergottesdiensten erstrebt und getrieben wird; deshalb lasse ich alle in den Kreisen der Berufsarbeiter zur Diskussion stehenden Fragen beiseite.

stellung des Lebens Jesu, als Kirchenrechtslehrer, als politischen Denker und Redner und als Patrioten kennen. So ist diese Ausgabe eine Art Encyklopädie, zu der jeder Gebildete, geistig Interessirte gern greifen und sich reich belohnt finden wird. Denn Hase ist ein Theologe, den auch der gewöhnliche Sterbliche lesen, und mit Genuß lesen kann; seine Werke bilden in ihrer klassischen Sprache eine bedeutsame Bereicherung des den flüchtigen Tag überdauernden Schatzes unsrer Nationallitteratur. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben — und wo ihrs packt, da ists interessant“ könnte man mit Fug und Recht von dieser stolzen Bändereihe sagen, denn in diesen toten Büchern pulsirt in der That ein „volles Menschenleben,“ dem es beschieden war, sich ganz auszuleben und alle Keime, die in ihm beschlossen waren, reich und schön entfalten zu dürfen.

Bei unserm Ueberblick über die schriftstellerische Thätigkeit Hases, wie sie uns in den Gesammelten Werken entgegentritt, werden wir am natürlichsten mit dem beginnen, was er uns über sein Leben selbst berichtet.

1

Band XI: Karl v. Hases Leben; XI, 1: Jugenderinnerungen (Ideale und Irrtümer. Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte) 6 Mk.; XI, 2: Annalen meines Lebens. 6 Mk.

Karl v. Hase ist geboren am 25. August 1800 und am 3. Januar 1890, ein neunzigjähriger Greis, gestorben. Ueber dieses lange, reichgesegnete Leben berichten uns drei seiner Schriften, nämlich die „Ideale und Irrtümer,“ die „Erinnerungen an Italien“ und die „Annalen.“ Die beiden letztgenannten Schriften erscheinen zum erstenmal gedruckt in den „Gesammelten Werken“ und sind vom Sohne des Verfassers, Alfred v. Hase, herausgegeben; die Ideale und Irrtümer dagegen sind schon 1871 erschienen und haben sich längst zahlreiche Freunde gewonnen. Mir kam das Buch zum erstenmal während meiner Universitätszeit in einer guten Stunde in den Weg und ist mir seitdem ein guter Kamerad geblieben. Und niemand, glaube ich, vermag das Buch so lebhaft nachzufühlen als gerade der Student, freilich nicht die gedrückte Philisterseele, auch nicht der blasirte Hohlkopf, sondern der, dem ein warmes Herz im Busen schlägt für die wirklichen Güter der Menschheit: ihm wird dieses Bild einer frischen, frommen, fröhlichen, kerngesunden, von Freundschaft, Liebe und Poesie verklärten Jugend eine Quelle edelsten Genusses sein. Doch will ich damit das Buch nicht als Studentenbuch charakterisiren, sondern es nur dieser besondern Menschenklasse besonders ans Herz legen. Im übrigen hat es seine Freunde gefunden und wird sie finden in allen Kreisen der Gebildeten. Es kommt dem Buch ein bleibendes allgemeines Interesse zu als einer Quelle für die Geschichte Deutschlands im ersten Drittel dieses Jahrhunderts und für die damaligen unerquicklichen politischen Zustände. Die ganze Studienzeit des Verfassers steht unter dem Zeichen der damals schwer verpönten und verfolgten Burschenschaft. Wir finden ihn bald unter ihren Sprechern und Vertrauensmännern, und als solcher macht er jenen etwas abenteuerlichen, fast ein wenig an mittelalterliches Vagantenleben gemahnenden Wanderzug durch Mittel- und Süddeutschland, der den Zweck hatte, an den verschiednen Universitäten für das Zustandekommen eines allgemeinen deutschen Burschentags zu werben. Auch blieb seine lebhafte Beteiligung an der Burschenschaft nicht ohne tiefeinschneidende Folgen für ihn: noch als Student wurde er zweimal „als wegen Teilnahme an unerlaubten Verbindungen“ genötigt, sein Bündel zu schnüren, — und als er endlich nach mancher Irrfahrt in Tübingen festen Fuß gefaßt hatte und an nichts weniger als an burschenschaftliche Umtriebe denkend beglückt und zufrieden seiner Dozententhätigkeit oblag, wurde er, noch einmal das Opfer jener Demagogenriecherei, aus der ihm liebgewordnen Arbeit und Geselligkeit herausgerissen und zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt, die er freilich nicht ganz zur Hälfte auf der lustigen rebenumrankten Höhe des Aspergs verbüßte, der noch immer den traurigen Kerker Schubarts in seinen Mauern birgt.

Sein froher, hochgesinnter Mut half ihm über diese trübe Zeit hinweg. Er war schon damals voll litterarischer Pläne und führte sie teilweise auch während der Festungshaft aus.

Freilich — die liebgewonnene Stätte seiner Wirksamkeit blieb ihm auch nach seiner Begnadigung verschlossen. Aber recht bezeichnend für seinen ungebeugten Lebensmut und für sein starkes Selbstvertrauen ist der Trost, den er sich beim Abschied von Tübingen selbst zuspricht: „Sie haben mich nun von drei Universitäten fortgejagt; sie sollen mich dafür auf drei berufen.“ Dieser frische, unverzagte Mut, ein auf Gottvertrauen gegründetes Selbstvertrauen, ist überhaupt der Grundzug dieses Lebens. „Dem Mutigen gehört die Welt“ — dies Wort bewährt sich so recht bei unserm Freunde. Fast ganz mittellos kommt der junge Student auf die Universität; vor Sorgen primitivster Art schützt ihn zwar eine Freistelle, aber sonst sind ihm die Flügel gewaltig beschnitten. Trotzdem nie eine Spur von Gedrücktheit, im Gegenteil: er führt ein schönes, freies Leben. Nicht einmal mit Stundengeben und ähnlichen litterarischen Knechtesdiensten rackert er sich ab, und es ist oft rätselhaft, wie er sich durchbringt, denn auch Schulden macht er nicht. Dabei ein Herz voll Begeisterung für alles Hohe und Edle. Das *αἰὲν ἀριστεύειν*, das Bewußtsein, daß er was Rechtes werden müsse, war ihm so natürlich wie dem Adler der Flug zur Sonne. Er war gerade nicht das, was man einen „fleißigen“ Studenten nennt; wo es ihm zu ledern wurde, war er so frei, wegzubleiben. Aber er kannte auch den Segen der Morgenstunde, und das Studium in diesen frühen, weihevollen Stunden nennt er selbst gar schön seinen „Frühgottesdienst der Wissenschaft.“

Noch etwas andres ebnete ihm seinen Lebensweg: er war einer jener bevorzugten Menschen, denen sich allenthalben die Herzen leicht und gern erschließen. Er muß in seinem Wesen etwas ungemein Gewinnendes gehabt haben. Als Schüler auf dem Gymnasium, als Student in Leipzig und Erlangen und wo er auf seinen Wanderzügen hinkommt, im fremden Schwabenland, ja sogar im Ring der Festungsmauern — überall findet er offne teilnehmende Herzen, und überall fühlt er sich bald zu Hause. Von ihm gilt so recht das Dichterwort: „Und Liebe, sie folgt ihm, sie geht ihm zur Hand, so wird ihm zur Heimat das fernste Land.“ — Zu dieser günstigen Naturanlage kam bei Hase hinzu, was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt. Nicht als ob er ein Glückspilz gewesen wäre — nein, er verdiente es sich durch eigne Rührigkeit und durch sittlichen Ernst. Aber wie mancher Mann hat sein Glück reichlich verdient und — es will nicht kommen! Hase war ein ungewöhnlich glücklicher Mensch. Und so finden wir ihn gegen den Schluß der „Ideale und Irrtümer“ nach mancher Mühsal und nach manchem frohen Gelingen im Begriff, an der Seite des Freundes die Fahrt nach Italien anzutreten, das seitdem für ihn das Land immer neuer Sehnsucht und immer neuer Verjüngung geblieben ist. Wie sonnig lag die weite Welt vor ihm! Wie froh und sorgenlos durfte er ausziehen! Eine bewegte, inhaltreiche, vorwurfsfreie Vergangenheit lag hinter ihm, und eine gesicherte schöne Zukunft sah er vor sich. Denn schon war das Wort von den drei Universitäten in Erfüllung gegangen: Jena und Leipzig bemühten sich um ihn, und unterwegs erhielt er noch einen Ruf nach Gießen. In seinem Herzen aber lebte schon recht lebendig und gegenwärtig das Bild der „künftigen Geliebten.“

Die Erinnerungen an Italien verdanken ihre Entstehung einem scherzhaften Auftrage des Leipziger Freundeskreises, Hase solle aus Italien Reisebriefe schreiben an ein Ideal, an eine künftige Geliebte, und bis diese Luftgestalt in die Wirklichkeit trete, sollten die Briefe von einem Damentrio, zu dem auch Pauline Härtel, die künftige Geliebte, gehörte, in Verwahrung genommen werden. Der Gedanke, diese Briefe mit den Idealen und Irrtümern zu veröffentlichen, lag nahe; er ist aber auf Wunsch der Empfängerin, die ihr Eigentumsrecht geltend machte, nicht zur Ausführung gekommen, wenigstens nicht zu Lebzeiten der beiden am meisten dabei Beteiligten. Der Verfasser selbst meinte zwar einst, „nie Besseres geschrieben zu haben, sicher nie etwas mehr con amore“ — und das Letztere ist sicherlich wahr. Aber auch sonst enthalten die Briefe viel Schönes. Der offne Sinn des Autors für alle Reize der Natur und Kunst, für alle die tausend Denkmäler einer großen Vergangenheit bezeugt sich aufs lebendigste in diesen Blättern

Mag die Sprache der Briefe vielleicht manchmal etwas jugendlich überschäumend und pathetisch à la Jean Paul erscheinen, namentlich im Vergleich zu dem reifen, abgeklärten Stil der übrigen Aufzeichnungen: man darf doch nicht vergessen, daß diese Briefe einem warmen Herzen entsprungen sind, das von der Schönheit und Lebensfülle der Welt und dieses reichen Wunderlandes zum erstenmal bis zur Trunkenheit erfüllt war, und daß diese Zeilen geschrieben sind in der dithyrambischen Stimmung der Verliebtheit. Schön und anziehend sind sie darum doch zu lesen.

Als die Krone der biographischen Aufzeichnungen Hases wird man die Annalen meines Lebens bezeichnen dürfen. Sie umfassen die Lebenszeit von 1830 bis 1890 und bestehen durchweg aus seinen eignen Aufzeichnungen: bis zum Jahre 1863 sind es Auszüge aus seinen Tagebüchern, von da ab regelmäßige Ueberblicke, die er an Neujahr und an seinem Geburtstag niederzuschreiben pflegte. Das Tagebuch fand seine Ergänzung aus dem massenhaft vorliegenden Briefmaterial durch die pietätvolle Sorgfalt des Sohnes, dessen hohes Verdienst es ist, uns dieses herrliche Leben zugänglich gemacht zu haben. „So entstand ein Lebensbild in eignen Worten, das zum Bilde der Jugend in den »Idealen und Irrtümern« und in den »Erinnerungen an Italien« das Bild des Mannes und des Greises fügte."

Es ist das Stillleben eines Gelehrten. Aber welch ein interessantes Leben nach innen und nach außen! Man hat in ihm schon Anklänge an Goethes Leben gefunden, und es hat etwas für sich: schon äußerlich die lange Dauer und der glückliche Verlauf legt einen Vergleich nahe, und was man an Goethe so oft preisen hört, daß er es verstanden habe, sein Leben zu einem harmonischen Kunstwerk zu gestalten, das trifft auch bei Hase vollständig zu. Ja was die Ungestörtheit dieser Harmonie, die Gleichmäßigkeit einer nach allen Seiten befriedigten Seelenstimmung betrifft, so glaube ich, daß in dieser Hinsicht das Gelehrtenleben dem Ideal noch näher kam als das des Dichters. Goethes Stern beschien noch im Untergehen die Bahn, die der junge Gelehrte eben betrat. Er hat den großen Mann noch persönlich kennen gelernt und sagt in seinem Tagebuch, seine Erscheinung habe ihm imponirt „wie eine gewaltige Ruine"; doch sei er mit einem vorwaltend schmerzlichen Eindruck von ihm gegangen in dem Gedanken, daß dieser glücklichste Mensch des Zeitalters niemals des Hauses stilles Glück oder eine seiner würdige Liebe gefunden habe und nun vereinsamt dastehe unter einem entfremdeten Geschlecht.

„Des Hauses stilles Glück" hatte Hase allerdings vor dem Dichter voraus: ihm war es vergönnt, mit der Jugendgeliebten in dreiundfünfzigjähriger glücklicher Ehe zu leben; Kinder, Enkel, Urenkel sah er kommen, und wie ein Patriarch saß er unter den Seinigen im silberweißen Haar und mit jugendfrischem Sinn. Nach Körper und Geist, nach außen und nach innen war er gleichmäßig vom Geschick begünstigt, und darum macht dieses Lebensbild einen so ganz harmonischen Eindruck. Der Christ und Theologe blüht hier nicht, wie in so manchen Biographien, auf Kosten des Menschen. Hase war ein frommer, aber freilich zugleich ein evangelisch freier Christ; er war ein gewissenhafter Lehrer und begeisterter Theologe, aber zugleich lebte in ihm ein starker, weltfreudiger Zug; er hatte einen offnen Sinn für alles Schöne, was diese Welt bietet, Italien war sein Jungbrunnen, mit zweiundachtzig Jahren macht er seine letzte Romfahrt, — sogar ins Theater ging er, horribile dictu! Er giebt sich einmal in seinem Tagebuch aus früher Zeit selbst Rechenschaft über seine Frömmigkeit und charakterisirt sich dabei also:

> Wenn ich die christliche Frömmigkeit in ihrem eigentümlichen geschichtlichen Charakter nehme als das alleinige Hängen am Ewigen, eine überirdische Sehnsucht, der das Erdenleben nur eine Pilgerschaft zum Himmel ist, so verstehe ich wohl eine solche Stimmung recht gut und weiß sie zu achten, wie alles, wo nur Eins recht tüchtig gewollt und Eins über alles geliebt wird, — aber in mir selbst ist doch auch ein gutes Stück Heidentum, das die Welt lieb hat, in ihre Schönheit und in ihren Schmerz sich hineintaucht, und zwar nicht, wie es die Frommen insgemein auch thun, unwillkürlich, halb mit bösem Gewissen, sondern ohne Reue, absichtlich und besonnen, weil ich das Gegenteil für eine Einseitigkeit halte, wie erhaben sie auch oft gewesen sei.

Das Buch ist in drei Abschnitte eingeteilt: Jahre des

Schaffens 1830 bis 1865; Höhe des Lebens 1866 bis 1880; Letztes Jahrzehnt 1880 bis 1890. Mit steigendem Interesse verfolgen wir diesen gottbegnadeten Lebensweg und nehmen Teil an Freud und Leid in seinem Hause, werden Zeugen seines unermüdlichen Fleißes am Schreibtisch und auf dem Katheder; wandern mit ihm so und so oft über die Alpen und freuen uns der Ehren und Auszeichnungen, die auf sein ehrwürdiges Haupt sich häufen. Mit Rührung gewahren wir, wie es allmählich stiller und einsamer um den alten Mann wird, seitdem auch die treue Lebensgefährtin geschieden ist, eine kurze Strecke des Weges ihn noch allein lassend. Ja, nicht ohne Andacht lesen wir seine letzten Aufzeichnungen. Wie ergreifend, wenn er am 6. Mai 1888 schreibt:

> Da meine Gärten voll Blumen stehen, und da meine Gedanken immer noch munterer sind als meine Füße, bin ich darauf verfallen, nach Tisch hinauszufahren, in einer der kleinen Droschken, — und durch die obere Thür einzutreten. Dann setz ich mich neben eine der Säulen und starre in die junge Blütenwelt.

Oder wenn der Herausgeber in dem Bericht über die „Letzten Tage," dem auch der herrliche Nachruf des inzwischen selbst heimgegangnen Lipsius beigefügt ist, erzählt:

> Immer wieder nahm der Greis die Arbeit vor, aber der Hand entfiel oft die Feder. Am Fenster sitzend mit dem Blick in den grünen Garten und auf die Berge Jenas las er gern in den „Idealen und Irrtümern," in seine Jugendzeit sich versenkend. Ehedem nirgend lieber als in der Stille seiner Studirstube blieb er nun zumal des Abends im traulichen Wohnzimmer, dem Gesang der alten Volkslieder [einer Enkelin] lauschend, bis das Haupt mit dem dichten, schneeweißen Haar im Schlummer sich niedersenkte.

Es ist etwas Imposantes um solch ein langes Menschenleben. Schon die Länge der Zeit imponirt uns Menschenkindern im Gedanken daran, wie schnell für gewöhnlich unser Leben dahinfährt. Und hier kommt hinzu das volle Sichauslebendürfen; nirgends etwas gewaltsam Abgerissenes, sondern alles schön entwickelt und ausgereift. Er war fertig, sein Tagewerk vollbracht, als er das Haupt zum ewigen Schlummer neigte. Sein Ackerfeld hatte hundertfältige Frucht getragen.

P B—r

Zur Würdigung Fritz von Uhdes

Es soll mich freuen, wenn viele unter den Freunden der Christlichen Welt die aus warmer Empfindung geschriebnen Worte über Uhde, die uns die vorletzte Nummer unter dem Titel „Unser Maler" brachte, ebenso gern willkommen geheißen haben wie ich. Es ist in der That nur erfreulich, wenn das Gute in unsrer modernen Kunst, wie immer es gestaltet sei, nicht nur bei den Tages- und Modemenschen, sondern auch bei ernstern Leuten die Anerkennung findet, die es verdient. Aber der Aufsatz führt den Titel „Unser Maler," und gewiß haben sich viele mit mir gefragt, ob wir es hier wirklich mit einer Erscheinung zu thun haben, die wir so unbedingt mit uns und unsern Zielen in Zusammenhang bringen dürfen. So möge es vergönnt sein, zu dem einmal angeregten Gegenstande noch einiges Wenige zu äußern.

Niemand, der etwas von der Sache versteht, wird die hervorragende künstlerische Begabung Uhdes, seinen gewählten Farbensinn, seine geistvolle und originale Anschauung der Form verkennen, aber ich zweifle doch, ob wir die Gesamtleistung des Künstlers, wie sie bis heute vorliegt, auf ein so hohes Podium stellen dürfen, wie es in dem erwähnten Artikel geschehen ist.

Es ist das Verdienst der modernen realistischen Strömung, der ja auch Uhde im wesentlichen angehört, daß sie mit gewissen Unwahrheiten des künstlerischen Empfindens, wie sie die akademisch-idealistische Periode der vorhergehenden Zeit mit sich führte, gründlich aufgeräumt hat. Es ist wahr, sie hat dabei Vieles beseitigt, was nicht nur von leichtgläubigen Leuten für schön und echt gehalten wurde; wir werden sie trotzdem nicht tadeln, denn von diesem Vielen war eben doch manches Phrase, und wenn wir die Wahl haben zwischen dem Charakteristischen, wie es der moderne Realismus pflegt, selbst auf Kosten der Anmut der Erscheinung, und einem Schönheitsideal, das zugleich mit der Wirklichkeit auch auf die Wahrheit Verzicht leistet, so werden wir uns nicht lange besinnen. Nur schade, daß vielen

unter den heutigen Realisten — ich rede hier nicht speziell von Uhde — mit dem Ideal der frühern Zeit auch die Poesie verloren gegangen ist. Das ist ein Nachteil, der sich nicht leugnen läßt, und der auch mindestens vom Publikum je länger je mehr empfunden wird. Denn wenn in der Kunst im allgemeinen schon die Grazien nur ungern entbehrt werden, so läßt sich vollends auf die Beihilfe der Musen auf die Dauer schlechterdings nicht verzichten. So hat denn auch die künstlerische Produktion der realistischen Aera immer wieder und ganz besonders in neuester Zeit auf die Bedürfnisse des poetischen Empfindens in ihrer Weise Bedacht genommen. Man hat da in der Regel bei der Wahl des Gegenstandes anzuknüpfen gesucht. Zwar sind die epischen Dichtungen, die dramatisirten Historien und ähnliche Dinge, mit denen sich noch vor einigen Jahrzehnten eine gewisse Wirkung erzielen ließ, etwas vieux jeu geworden, aber das religiöse Gebiet erschien wohl noch nicht in dem Maße geplündert, und so hat man hier Einkehr gehalten, teils indem man sich in Anlehnung an die Romantik eines Böcklin oder Klinger die Naturmythen der antiken Welt als Stoff ausersah, teils indem man biblische Vorgänge in gefälliger Verkleidung zur Darstellung brachte. Denn um eine Art von Verkleidung handelt es sich doch in der Regel bei den teils mittelalterlich, teils zeitgenössisch kostümirten heiligen Geschichten, die einem jetzt in stets wachsender Zahl auf allen Ausstellungen begegnen. Man meint vielleicht, sich damit dem naturwüchsigen Wesen einer ältern Zeit anzunähern, die ja ähnliche Erscheinungen bietet; aber während die Künstler sich damals in Wirklichkeit redlich geplagt haben, um die heiligen Figuren in ein irgendwie von der geläufigen Modetracht abweichendes archaistisches Phantasiekostüm zu bringen, das nur aus Mangel an archäologischen Kenntnissen in der Regel etwas problematisch ausfiel, haben wir heute umgekehrt eine archaisirende Tendenz, die, anstatt naiv zu wirken wie das Vorgehen jener frühern Meister, sich oft recht raffinirt ausnimmt, und die vor allem häufig den Gegenstand der Darstellung, der doch die Hauptsache sein sollte, dieser mehr oder weniger interessanten äußern Hülle zum Opfer bringt. Ich sage nicht, daß Uhdes Bilder unter diese Rubrik fallen, aber die unschuldige Einfalt der frühern Zeit ist in der Produktion des heutigen Kunstmarktes in der That so selten geworden, daß man kein Unrecht begeht, wenn man, wenigstens dann und wann, zum Zweifler wird.

Doch möge dem sein, wie ihm wolle, ein derartiger Argwohn schließt nicht aus, daß man ein gutes Kunstwerk als solches anerkennt. Ich erinnere mich noch recht wohl des Eindruckes, den vor mehr als zehn Jahren Uhdes „Lasset die Kindlein zu mir kommen," das erste in der neuen Manier gemalte religiöse Bild, das von sich reden machte, auf der Berliner Jahresausstellung in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde machte. Das Bild hatte einen Erfolg, der allein durch seine technischen Qualitäten ohne weiteres verbürgt war, und auch die meisten der spätern religiösen Malereien Uhdes: die Emmausjünger, die heilige Nacht, das Abendmahl, sind als künstlerische Leistungen so unbedingt gut, daß man sie den vornehmsten Schöpfungen unsrer Zeit unbedenklich einreihen darf. Ich möchte auch nicht bestreiten, daß sich bestimmte Grundgedanken des religiösen Lebens mit diesen Bildern trotz ihrer ganz eigentümlichen und oft an das Pikante streifenden Haltung bis zu einem gewissen Grade verbinden lassen, wenigstens wenn man ihnen arglos gegenübertritt: aber ob sie von Hause aus, in der ersten Absicht ihrer Entstehung dieser Gedankenwelt angehören, darüber ein Urteil auszusprechen werden wir besser vermeiden. Und jedenfalls vermag ich dem in Rede stehenden Artikel darin nicht beizupflichten, daß eben in dieser Art der Darstellung religiöser Gegenstände für die uns eigentümliche Anschauung die adäquate Form gefunden sein sollte.

Die praktisch-ethischen Ziele des modernen Christentums, auf die, wenn ich es recht verstehe, an jener Stelle besonders Bedacht genommen ist, insbesondre soweit es sich um die Aufgaben der sozialen Praxis handelt, finden sich allerdings mannigfach in den religiösen Vorstellungskreisen Uhdes und andrer ihm nahestehender Künstler angedeutet; aber die allgemeinen Grundzüge unsers religiösen Lebens scheinen mir nicht an eine Kunstform gebunden zu sein, wie sie gerade in diesem Kreise zu Hause ist, sie gelangen doch auch in andern, namentlich auch in ältern Typen der künstlerischen Gestaltung zu einem befriedigenden Ausdruck. Unter denen, die eine bestimmte Berufspflicht mitten in das Treiben der modernen Kunstwelt hineinführt, sind, soweit meine Kenntnis reicht, die nicht vereinzelt, die, ohne voreingenommen zu sein gegen das Neue und Neuste, an dessen Wachstum man ja ganz von selbst Anteil nimmt, dennoch aus dem Geräusch des Marktes und der Tageskritik gern und mit immer erneutem innerm Gewinn sich zu den Meistern der alten Zeit zurückziehen; wenigstens bekennt sich der Verfasser dieser Zeilen zu den Anhängern einer solchen altmodischen Neigung. Bei den „Alten" weiß man, was man von ihnen hat, Form und Idee sind bei denen eins — ein unberechenbarer Vorzug, den man den Schöpfungen der lebenden Generation leider nicht immer mit derselben Zuversicht beilegen kann. Deshalb, um auf die religiöse Kunst zurückzukommen, können wir wohl der und jener „modernen" Schöpfung, die sich diesem besondern Aufgabenkreise nähert, mit Achtung und Verständnis begegnen, aber gilt es den überzeugenden künstlerischen Ausdruck für die eigentlichen ewigen Werte einer höhern Welt, so wird man sich doch immer in erster Linie zu den Alten wenden. Dürer, Raphael und Michelangelo und die in ihrem Geist nach ihnen lebten, sind und bleiben doch die Säulen für alle Zeit.

Doch ich schweife vom Thema ab. Es handelt sich hier zunächst um das Moderne, und ich darf wohl ohnehin überzeugt sein, daß der Verfasser des Artikels, der uns hier beschäftigt, so wenig gegen eine relativ höhere Wertschätzung der ältern religiösen Kunst etwas einzuwenden haben wird, als ich gegen die Verehrung für Uhde, die er zum Ausdruck bringt. Ich bin weiterhin, von dem bisher Gesagten abgesehen, darin mit ihm einverstanden, daß er gegen die überlebten Kunstanschauungen „derer, die sich des alten Glaubens rühmen," entschieden Front macht. Unser modernes ästhetisches Empfinden ist nun einmal realistisch gerichtet und hat darin völlig neue und eigenartige künstlerische Werte geschaffen, die ein Anrecht darauf haben, als solche anerkannt zu werden. Nur wird es freilich, und dies möchte ich im Gegensatz zu jenem Artikel hinzufügen, gegenüber einer solchen Bewegung, die wir selbst miterleben, immer gut sein, wenn wir uns nicht geradezu mit ihr identifiziren; denn wie überhaupt, um an ein Wort Goethes anzuknüpfen, die guten Anlagen unsrer menschlichen Natur die Neigung haben, sich in Schwächen zu verwandeln, so bieten doch auch in der Kunst die Vorzüge einer bestimmten Geistesrichtung nicht immer eine sichere Bürgschaft dessen, was man von ihnen voraussetzt, und gerade auf Uhde findet das seine Anwendung. So dringt z. B. die große Verkündigung an die Hirten, die der Künstler vor zwei Jahren in München ausgestellt hatte und die jetzt in Berlin ist, trotz ihrer originellen äußern Darstellungsmittel nicht eben in die Tiefe des Gegenstandes ein, und der Abschied des Tobias vom Elternhause, der in der vorjährigen Ausstellung der Sezession in München zu sehen war, mußte ähnliche Bedenken wachrufen, ganz abgesehen von der Kostümirung des Tobias als Bruder Straubinger, die doch im Grunde nahe an eine Profanation des Gegenstandes streifte.

Uhdes eigentliche Bedeutung liegt eben überhaupt auf anderm Gebiet; er ist mehr zum Charakterdarsteller als zum Historienmaler berufen. Ich habe das in dem erwähnten Aufsatz besonders hervorgehobne Bild „Nach kurzer Ruhe" noch nicht gesehen und unterlasse es deshalb, darauf wie auf andre minder wesentliche Einzelheiten einzugehen; unter diesen möge auch die Frage dahingestellt bleiben, ob und inwieweit die religiösen Darstellungen Uhdes den Ausgangspunkt für eine volkstümliche Behandlung dieser Gegenstände geben könnten, obwohl ich in Bezug auf die Volkstümlichkeit der Kunst überhaupt im Laufe der Zeit doch zu etwas skeptischen Anschauungen gelangt bin; auch über das eigentümliche litterarische Unternehmen, das in dem dreibändigen Werke von Muther vorliegt, will ich mich hier nicht weiter verbreiten. Mein Wunsch ging nur dahin, in Ergänzung dessen, was neulich in diesen Blättern über Fritz von Uhde gesagt worden ist, dem Gedanken Ausdruck zu geben,

daß wir gegenüber den neuen und reizvollen Anregungen, die die Kunst unsrer Tage bietet, uns doch ihres immerhin bedingten Wertes bewußt bleiben und in unserm eignen ästhetischen Bewußtsein über den neuen die alten Ideale nicht vergessen wollen.

Heinrich Weizsäcker

Emanuel Geibel in Leben und Lyrik

2

Wir haben den sachlichen Grundton und die Formseite der Geibeldichtung zu erkennen und in ihrem Werden zu begreifen gesucht. Es erübrigt nunmehr noch, sie in ihrer Entfaltung zur Anschauung zu bringen.

Lernen wir dabei zunächst den Boden kennen, auf dem sie vor sich geht. Die Rückkehr Emanuels nach Deutschland — sie erfolgte 1840 — kann man wohl als das Ende seiner Lehrjahre bezeichnen. Zunächst lebt er nun ein buntbewegtes Wanderleben, ist bald in Lübeck, bald bei einem Freunde des Vaters auf dem Gut Escheberg bei Kassel, bald in St. Goar am Rhein bei Freiligrath, bald in Stuttgart, Hannover, Ilfeld am Harz u. s. f. Das ändert sich mit dem Jahre 1852 durch die Annahme einer durch den edlen und feinsinnigen König Maximilian II. von Bayern ihm angebotenen Ehrenprofessur der Litteratur und Aesthetik, die ihn des Winters an München band. Nicht allein geht er dorthin, sondern an der Seite einer heißgeliebten Gattin, der „Ada" seiner Lieder, mit der er sich kurz vor der Uebersiedlung vermählte. Sie muß ein süßes Geschöpf gewesen sein, mit einem „märchenhaft lieblichen Gesicht," von einer so „engelhaften Schönheit," daß Moritz von Schwind, als er sie im frühen Tode nicht lange nach der Geburt ihres Töchterchens im weißen Gewande, den Kranz im Haare, einen Palmenzweig in den Händen zu zeichnen versuchte, bald tiefgerührt mit dem Bekenntnis seines Unvermögens den Stift aus den Händen legte. Schüchtern gegen Fremde, war sie von herzgewinnender Anmut unter Freunden, klaren Urteils, von sicherm Gedächtnis, eine tiefgegründete Natur mit dem besondern Talent ungewöhnlicher Erzählungsgabe. In des gereiften Dichters Leben tritt sie wie ein goldner, aber flüchtiger Sonnenstrahl. Es ist ergreifend und die ganze Abgrundstiefe seines Gemütes enthüllend, wenn der ernste Mann davon Zeugnis giebt.

Ach Kind, du glaubst nicht, welchen Abgrund von Freuden du in den kurzen wundervollen Stunden unsers neuen Lebens mir in der Seele aufgeschlossen hast, wie mein Herz sich dem siechen Leib zum Trotz in Lebenslust, Mut und Hoffnung verjüngt fühlt, seit dein lieber Mund mir das liebste Wort gesagt. — Das selige Bewußtsein deiner hingebenden Liebe läßt mich keinen Augenblick los; wie du geweint und gelacht, gesprochen und geküßt, tausendmal wiederhol ichs mir und werde nimmer damit fertig. In all die bunten Dinge, die der Tag hier bietet, webt sichs mir wie ein freundlicher Sonnenschein hinein, und was mir nahe tritt, muß ich auf das Eine beziehen. Meine Freunde meinen, sie hätten mich nie so zerstreut gesehn, — aber ich bin in dir gesammelt, du liebes Leben, daß ich nun endlich mein eigen, ganz mein eigen nennen darf, und an dem ich wieder gesund und heiter und still und fromm werden will.

Aber nicht des Hauses und der Liebe Glück nur beschwingte Geibels Seele in München; er fand sich dort in einen Kreis geistig hervorragender Männer versetzt. Mit Jubel ward er unter ihnen empfangen. Der Zudrang zu dem seinem Amtsantritt zu Ehren veranstalteten Festmahl war so groß, daß die Liste bereits am dritten Tage nach ihrer Offenlegung geschlossen werden mußte. Was München an Künstlern, Gelehrten, Staatsmännern hatte, fand sich dort zusammen. Geibel hatte seinen Platz zwischen dem großen Philologen Friedrich Thiersch und Wilhelm Kaulbach, der Sänger zwischen dem Gelehrten und Künstler. Emanuels Mund floß über von glänzender poetischer Improvisation. Der Höhepunkt aber der Festesstunden muß es gewesen sein, als eine liebe Hand dem Dichter den hinter seinem Rücken gewundnen Lorbeer aufs Haupt drückte, und als er selbst das heilige Zeichen in seine Hand nahm, seine hohe Bedeutung tief ergriffen schilderte, um es dann in sanftester Bescheidenheit zur Seite zu legen. — War die Berührung mit Männern der vorgenannten Art für Geibel eine Quelle stets neuer Anregung, so sammelte sich um ihn als Mittelpunkt jene Dichtergenossenschaft, die man gewöhnlich unter dem Gesamtnamen der „Münchner Schule" kenntlich macht und deren Schiboleth war: die Verbannung alles Phrasenhaften, der Sprachwohllaut, die Zucht der strengen Formschönheit, die reine Charakterzeichnung. Die Dichter selbst hatten unter sich ihren Bund „Krokodil" genannt. Hans Hopfen hat uns in diese Tafelrunde als liebenswürdiger Cicerone eingeführt.

Da ist, so schreibt er, der gewaltige Hermann Lingg wie der köstliche Viktor Scheffel; dann der alternde Rieser Bauernerzähler Melchior Meyer, der den Ruhm, die ersten deutschen Dorfgeschichten geschrieben zu haben, für sich in Anspruch nehmen darf, wie der jugendfrische, nur höfischen, nur anglonormannischen und mittelhochdeutschen Mären zugewandte Wilhelm Hertz, dem Gottfried von Straßburg seinen honigsüßen Liedermund vererbt zu haben scheint; mein hochbegabter melancholischer Landsmann Karl von Heigel, wie der frohgemutete Mecklenburger Karl Lemcke, der plötzlich hinter den Folianten ernsthaften Professorentums als „Manno" zwei der lustigsten Geschichten vors Publikum brachte: ein „süßer Knabe" und „Beowulf"; der mit aller Bildung vollgesogne, nervös feinfühlige Bühnendichter und spätere Burgtheaterdirektor Adolf Wilbrandt, wie der kernige Schnadahüpfelklassiker in Nagelschuhen und Lodenjoppe Karl Stieler; der glänzende Verskünstler voll bunter Anempfindung und darum vielleicht der beste deutsche Uebersetzer in ungebundner Rede, Heinrich Leuthold, auf den der fernher schleichende Wahnsinn zuweilen seine Schatten voraufwarf, und last not least die beiden litterarischen Wunderkinder: der salomonisch angehauchte Kosmopolit Paul Heyse, wie der Mann, dessen höchstes Gut sein Volk ist, Felix Dahn.

Geibel selbst steht unter diesen Männern wie ein Patriarch da. Für ihn ist die Münchner Zeit nach dem oben Angedeuteten die inhaltsreichste und schönste seines Lebens geworden, trotz seiner Kränklichkeit, trotz dem Tode seiner Ada, trotz späterer Vereinsamung, trotz der Art seiner endlichen Entlassung; sie geschah nach Maximilians Tode auf Grund einer schwungvollen Begrüßung des spätern Kaiser Wilhelms I. bei dessen Einzug in Lübeck durch unsern Dichter. — Den Abend seines Daseins verbrachte Geibel in Lübeck.

Das ist der Rahmen, in dem das Bild des gereiften Dichters sich uns darstellt. Treten wir nun an seine Schöpfungen auf dem Gebiete der Lyrik selbst heran.

Wir besitzen von ihm: die 1840 erschienenen „Gedichte"; die „Juniuslieder" (als die am Strahl der dem Zenith des Lebens zustrebenden Sonne gereiften also benannt), die „Neuen Gedichte," die „Gedichte und Gedenkblätter," die „Heroldsrufe," die „Spätherbstblätter." Obwohl ein Verehrer der Geibelschen Muse, vermag ich die Erstlingssammlung nicht hoch zu stellen. Diese Lieder tragen keine geistig selbständige Physiognomie; sie sind voller Anklänge an Byron, Lenau, Freiligrath u. a.; der Dichter ist sich seiner eigentümlichen Kraft noch nicht bewußt geworden. Geibel selbst nennt sie einmal „flatternde Klänge einer dunkel angeregten Seele." Auch über die Juniuslieder urteile ich nicht viel anders trotz einiger wuchtiger Gesänge. Im Vollglanz seiner Größe zeigt sich Geibel in den „Gedichten und Gedenkblättern." Hier potenzirt sich seine Dichtergabe zu konkreten Situationsbildern von so packender Art, daß er Anrecht hat, damit auf die höchste lyrische Staffel des Jahrhunderts neben Goethe und Heine zu treten. Die „Spätherbstblätter" tragen einen elegischen Ton; man merkt, die Sonnenstrahlen des Lebens fallen schräg; was Geibel hier bietet, ist im höchsten Maße stimmungs- und weihevoll, sodaß es einem die Seele gefangen nimmt; aber es ist keine funkensprühende Kraft mehr. Nur eins dieser Lieder setze ich her:

Nun in dem Pfade leis
Welke Blätter stieben,
Eng und enger wird der Kreis
Täglich deiner Lieben.

Die im Jugendmorgenrot
Dir Geleit gegeben,
Ach, wie viele nahm der Tod,
Wie viel mehr das Leben.

Neue Freundschaft schließt sich schwer
An des Winters Grenze,
Wurzeln treibt das Herz nicht mehr,
Wie dereinst im Lenze.

So viel im allgemeinen. Was im besonderen zuerst die Naturpoesie Geibels angeht, so hat er eine nicht gewöhnliche Gabe der plastischen Schilderung und Veranschaulichung, eine Gabe, die ihr bestes Können in den fünfzehn „Ostseeliedern" geoffenbart haben dürfte, in denen das ganze Proteusangesicht des Meeres mit einer Deutlichkeit vorgeführt wird, daß ichs verstehe, wenn mir jüngst jemand schrieb: „Seit ich Geibels Ost-

seelieder gelesen habe, kenne ich Ihr geliebtes Meer aus und ein, trotzdem ich es nie sah!" Gleichwohl liegt für mich der Reiz der Geibelschen Schöpfungslieder nicht in jener Kunst der Malerei, sondern in der Meisterschaft, mit der er das Empfinden, Denken, Sehnen und Hoffen des vom Hauche des Naturlebens berührten Menschengemütes dolmetscht, mit der er die Reflexe des nach ihm vom Geiste des Ewigen bewegten Alls in der Menschenseele erkenntlich macht. Seine Naturlieder sind so stets weihevollste, meist religiös verklingende Stimmungsbilder. Zur Illustration lasse ich hier zunächst eins der Ostseelieder folgen:

Sanft verglimmt des Tages Helle,
Und, vom letzten Strahl geküßt,
Liegt die glatte Meereswelle
Wie geschmolzner Amethyst.

Kaum ein Lüftchen rührt die Schwingen;
Schweigen rings und Abendglut!
Nur der Fischer leises Singen
Schwebt verhallend auf der Flut.

Jetzt erstirbts; ihr Nachen gleitet
Ohne Laut dem Hafen zu,
Und um meine Seele breitet
Sich dein Zauber, Meeresruh.

Und dann ein Passus aus dem „Frühlingshymnus“:

O Frühling, Frühling — —
Der du das Meer, den Himmel lässest blauen
Und rauschend mit dem Bach vom Felsen springst,
Der du die Flur mit goldnen Schauern tränkst
Und still in jedes Veilchens Schoß dich senkst;
Der du zum Lied wirst in des Vogels Kehle, —
Als Liebe schleichest in des Mädchens Seele:
O Frühling, tiefer, süßer Gotteshauch,
Sei mir gegrüßt und fülle du mich auch! — —
Du kleidest nicht den Forst allein in Grün
Und lehrst die junge Brut die Flügel heben:
Mit jedem Laub muß eine Hoffnung blühn,
Um mit den Lerchen sonnenwärts zu schweben;
Ja, zu den Gräbern seh ich fromm dich schreiten,
Die tau'gen Opferspenden drauf zu breiten,
Als wolltest du mit Kränzen und mit Zähren
So Gram als Tod in Herrlichkeit verkehren.

Wahrlich, Höheres hat auch Rückerts quellender Liedermund kaum je vom Lenze zu sagen gewußt; Erquicklicheres nie!

Und was soll ich nun sagen von Geibels Liebesliedern? Wie weiß er von Liebesseligkeit, Liebesschmerz, Liebessehnsucht beredt zu singen; von ihr in dem frisch gehaltnen, in Uebermut aufschäumenden „Spielmanns Lied," das anhebt: „Und legt ihr zwischen mich und sie auch Strom und Thal und Hügel, gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie, das Lied, das Lied hat Flügel" — und dessen Verse insgesamt in den Refrain austollen:

Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausendmal!

Von ihm, dem Liebesweh, in dem ergreifenden: „Wenn sich zwei Herzen scheiden, die sich dereinst geliebt," darin es so einfach wie rührend heißt: „Als ich zuerst empfunden, daß Liebe brechen mag, mir wars, als sei verschwunden die Sonn am hellen Tag." Und nun gar erst die Liebessehnsuchtsklänge unsers Geibel — bei aller Glut wie keusch, wie innig, wie duftig sind sie! Nur das Einzige setze ich her:

Nun die Schatten dunkeln,
Stern an Stern erwacht:
Welch ein Hauch der Sehnsucht
Flutet durch die Nacht!

Durch das Meer der Träume
Steuert ohne Ruh,
Steuert meine Seele
Deiner Seele zu.

Die sich dir ergeben,
Nimm sie ganz dahin!
Ach, du weißt, daß nimmer
Ich mein eigen bin.

Eine wahre Perlenschnur der köstlichsten Herzensergießungen sind Geibels „Adalieder," zwanzig an Zahl, in denen er in wärmsten Seelentönen ein Stück seines eignen kurzen Liebesglücks, ein Stück seines eignen langen Liebesleides beschreibt. Ich führe zwei daraus vor, die ich das Wiegen- und Grablied dieser hohen Liebe nennen möchte. Jenes:

Nun hast du dich ergeben —
Mir ganz mit Seel und Leib,
O du mein süßes Leben,
Mein Lieb, mein Kind, mein Weib,

Nimm hin denn sonder Schranke,
Nimm hin auch du, was mein!
Mein innerster Gedanke,
Mein letzt Gefühl ist dein.

Gott schickt hinfort uns beiden
Ein Glück nur, Eine Not;
Und nichts mehr kann uns scheiden,
Es scheid uns denn der Tod!

Und das Grablied; es ist kurz, ganz kurz, wie es solchen Liedern eignet, aber eine Flut von aufgewühltem Jammer trägt es in sich für den, der hören kann:

Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben! —

Und dann die patriotische Lyrik Geibels! Das Bezeichnende an ihnen ist die Unentwegtheit und Entschiedenheit, mit der er durch sein ganzes Leben, auch unter den trübsten Verhältnissen für deutsche Einheit und wahre deutsche Größe ein treuer Eckhard seine Stimme erklingen läßt. Mit Recht urteilt Rudolf von Gottschall darüber:

Geibels Muse geht auch hier die gerade Bahn, und die Gesänge von 1848 sind in Form und Inhalt denen von 1871 gleichartig. — Dies würden wir hochachten, auch wenn des Dichters Ideal niemals verwirklicht worden wäre. Wenn aber der Sänger den richtigen Instinkt für den Zug der Zeit besitzt, die Witterung der kommenden Geschicke seines Volkes, wenn die Akkorde, die er auf seinen Saiten prophetisch anschlägt, dereinst das volltönende Echo einer ganzen Nation finden, so werden wir gern bekennen, daß der Dichter dem Vaticinium Ehre macht, das schon die Alten ihren vates zuschrieben, und daß sein anscheinender Eigensinn nur aus einer Fülle der innern Gesichte hervorging.

Schon im Jahre 1843, auf der Spitze des vom roten Sonnenschein umlohten Drachenfels, zu den Füßen den rauschenden Rheinstrom, im Busen das hochaufschlagende Herz, vor sich den Wein im Römer — bringt er seinen Trunk und sein Lied dem deutschen Volke, dem einen, großen, wundervollen, soweit der Himmel um dich lacht und über dir die Donner grollen. Als im Jahre 1846 der Dänenkönig in dem berüchtigten offnen Briefe die Elbherzogtümer für Teile des dänischen Gesamtstaates erklärt, da ist es Geibel, der für Schleswig-Holstein seine Lanze bricht in seinem „Protestlied" mit dem Schlußsatz: Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben! — ein Gedanke, der auch durch seine zwölf „Sonette für Schleswig-Holstein" hindurch geht. Wohl faßt auch den Dichter je und dann die Ungeduld, daß er aufseufzt: Wann, o wann erscheint der Meister, der, o Deutschland, dich erbaut, wie die Sehnsucht edler Geister ahnungsvoll dich längst erschaut? — daß er fragt: Wann wird im deutschen Garten die Kaiserkrone blühn? Aber daß Deutschland den Mann finden wird, der es in den Sattel hebt, das ist ihm feststehend. Und als nun das Große geschieht, als die Einheit da ist, als die Kaiserkrone blüht, da singt Geibel Liederstrophen von wahrhaft „marmorner Klassizität," Lieder, die daherdröhnen im ehernen Kohortenschritt der patriotischen Lyrik Heinrich v. Kleists, jenes Lied: Nun lasset die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm, und jenes andre: Nun wirf hinweg den Witwenschleier, nun gürte dich zur Hochzeitsfeier, o Deutschland, hohe Siegerin! die du mit Klagen und Entsagen durch vierundsechzig Jahr getragen, die Zeit der Trauer ist dahin!

Aber Geibel ist nicht nur ein Sänger der Einheit Deutschlands, sondern auch seiner wahren innern Größe. Man hat wohl gemeint, daß bei ihm die genialen Zeitspiegelungen fehlten, die den Reiz geistiger Brechung bilden. Soll das ein Vorwurf sein, dann trifft er nicht. Denn Geibel ist ein Geist, der von allen großen Erscheinungen und Bewegungen des öffentlichen Lebens sich berührt findet. Aber sie blenden und verwirren ihn nie. Von dem Felsgrund seiner ethischen Gedanken aus weiß er sie zu sichten, beugt er sich nicht den Schlagwörtern der Zeit und Parteibildungen. Das zeigt sich in der Art und Weise, wie er der in den dreißiger und vierziger Jahren sich

breitmachenden Dichtung mit revolutionärer Tendenz in einem ihrer begabtesten Vertreter Georg Herwegh den Fehdehandschuh vor aller Welt hinwirft, indem er ihm unter freimütigster Anerkennung seiner hohen Künstlerschaft zuruft:

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottesgnaden.

Und nun deckt er dem Genossen seine Schuld auf, die darin besteht, daß er nichts als Empörung und Zerstörung säet; nun zeigt er ihm, wie der Weg, um dem Neuen die Einzugsstraße zu schaffen, nicht Mord und Gewaltthat und Leidenschaftserregung sei, sondern allein der Geisteskampf. Nicht weniger energisch klingt Geibels Ruferstimme da, wo er die „in Stoff und Wucht" versenkte Zeit mahnt, daß sie nicht im „Rauche ihrer Essen, im Trotze ihrer Riesenwerke vergesse, daß droben einer sitzt auf ewgem Throne." Es ist, als ob der Drang, sein in titanischem Ringen stehendes und ungestüm vorwärts stürmendes Geschlecht und Volk vor der Gefahr des sich selbstvergötternden Uebermuts zu bewahren, die immer auch eine Gefahr zur Abkehr vom Glauben und von der Liebe ist, seinem Geiste eine ungewöhnliche Kraft eingehaucht hätte. Denn der hierher gehörende „Templer," der „Mythus vom Dampf," das Lied: „Babel" sind in Ton, Haltung, Gedankenplastik von einer machtvollen Schönheit, die schwer sich überbieten läßt. Aus dem letzten führe ich die Schlußstrophe an. Nachdem das Reden, Treiben und Denken der Kinder Babels — im Anschluß an die Geschichte der Schrift — geschildert ist, bricht der Tag des Gerichtes ein. Der Engel des Herrn fährt hernieder; zusammen kracht der stolze Bau des Volkes; ein wüstes Chaos, wo eben noch jauchzende Freude:

Und Gesichter voll Angst, wie der Marmor so blaß,
Und Lippen voll Fluchs und gestammelter Haß,
Und verworrener Hader und hastige Fracht,
Und Gewieher und Wagengedröhn durch die Nacht.
Wie Spreu vor dem Wirbel nach Süd und nach Nord
Gen Aufgang und Niedergang stoben sie fort,
Und die Fackel des Brandes erleuchtete stumm
Ihren Pfad, — und kein einziger schaute sich um.
Und das Feuer verglomm, und die Flucht war vertost,
Und es graut, und die Sonne erhub sich im Ost;
Doch in schweigender Oede gewahrte sie nichts,
Als den wehenden Schutt auf der Statt des Gerichts.

Und nun noch der „Templer." Im Sterben liegt Odo, der Templermeister, der Gigantische, Wilde, Wüste, „der in der Feldschlacht wildverworrnem Drang, bespritzt mit Blut bis zu den Gürtelschnallen, zu Todesstreichen Liebeslieder sang." Auf seinem Binsenlager liegt er hingestreckt. Da naht im ersten Zuge der Kaplan mit Kreuz und Kerzen beim Gesang der Lieder; der Kranke soll den letzten Trost empfahn. Der aber richtet auf die hagern Glieder —

Und seine Stimme ruft mit dumpfem Schall,
Wie wenn im Sturm geborstne Glocken läuten:
Hinweg! Nicht bin ich eurer Furcht Vasall!
Hinweg mit Formeln, die mir nichts bedeuten!
Ich will nicht Tröstung! Immer wars mein Brauch
Das, was mir not war, selbst mir zu erbeuten.
Den Sieg der Schlacht, der Wonne glühnder Hauch,
Die Wahrheit selber, die ich nackend schaute.
Nun kommt der letzte Feind, ich zwing ihn auch! — —
Hat einer einst den Tod gemacht zum Spott
Und ihn gekrümmt zu seinem Fuß gesehn:
Ich thus ihm gleich! Der Will in mir ist Gott!
Und dieses Wort laß ich an euch ergehen:
Kraft meines Willens und kraft meiner Kraft
In dreien Tagen werd ich auferstehen.
Ich will, ich will!

So stirbt er und wird in die Gruft hinabgesenkt. Um die dritte Mitternacht aber, als die Brüder zur Mette versammelt sind, da entsteht ein dumpfes Brausen; der Grabstein birst; der Sarg öffnet sich; im Graus der Verwesung steigt der Leichnam empor, aber nur, um von einem giftigen Schlangengewühl wieder hinabgezerrt zu werden. Das Lied aber verklingt in dem Satze:

Der Will ist stark nur, den Gott selber schafft.

Nach dem Voraufgegangnen wird es nicht befremden, daß wir bei dem Lyriker Geibel eins nicht finden: die eigentliche Scherzrede. Sie paßt in diese ganze Persönlichkeit und Denkweise wenig hinein. Ich sage das nicht in der Meinung, als ob übersprudelnde Laune und tiefer Wesensernst unvereinbare Dinge wären, oder als habe unserm Dichter überhaupt der Sinn für Humor gefehlt. Gewiß nicht; aber er nahm es mit seiner Kunst und Gabe zu ernst, um sie geradezu in dessen Dienst zu stellen. Bei Improvisationen in animirtem Kreise hat er auch dies Genre gepflegt. Ihnen z. B. verdanken unsre kommersirenden Studenten das weinfröhliche „Lob der Musika," das drollige: Ein lustger Musikante spazirte am Nil, da kroch aus dem Wasser ein großes Krokodil, o tempora, o mores u. s. w. Ein fast unbekanntes Lied dieser Art ist das nach „Freude, schöner Götterfunke" zu singende „Trinklied." Es findet sich in dem von Arno Holz herausgegebnen Gedenkbuch und heißt:

Thee beherrschet die Bezirke,
Wo die lange Mauer steht;
Heißen Kaffee trinkt der Türke,
Und der Perser schlürft Sorbet.

Bei des Kumis hellem Gusse
Wird der Sohn der Steppe froh;
Quas und Fusel trinkt der Russe,
Walfischthran der Eskimo.

Schwärmt der Franzmann für Champagner,
Glotzt der Britte stumm ins Ale,
Heißen Xeres trinkt der Spanier,
Kaltes Wasser — das Kamel.

Aber wir, bekränzten Hauptes,
Trinken unsers Stromes Wein.
Soll die Welt sich drehn, o glaubt es,
Muß die Welt auch trunken sein!

Dahin gehört auch der „Geist von Würzburg" aus den Juniusliedern.

Das ist Geibel als Lyriker. Es dürfte keinem Zweifel unterworfen sein, daß wir in ihm einen Dichter von echtestem Schrot und Korn zu verehren haben, der das ihm geschenkte hohe Lebenspfund in unvergleichlicher Keuschheit und Treue verwaltet hat. Es ist der Lyriker des vorigen Geschlechtes, der Ausklang der klassischen Zeit. Dürfte es doch nicht schwer werden, das geistige Einheitsband und Verwandtschaftsverhältnis zwischen ihm und den besten jener großen deutschen Vergangenheit aufzudecken. Man hat Geibel darum wohl den „letzten" der Dichter nennen wollen. Er ist es gewiß nicht in dem Sinne, als seien unsre Tage an poetischen Talenten nicht nur, sondern auch an wirklichen dichterischen Kraftmenschen von weitem Zuschnitt und eminenter Leistungsfähigkeit arm. Ich erinnere nur an den einen Konrad Ferdinand Meyer. Aber er ist es vielleicht in dem Sinne, daß von keinem der Ueberlebenden der vornehme warme Ton harmonischer Dichtung festgehalten wird, wie er bei ihm sich findet. Die Gegenwartsdichtung vergißt so leicht, daß sie eine Kunst zu sein hat, ein Dienst der Anmut und des Maßes, berufen, auch dem entwickeltsten Schönheitssinn Genüge zu thun. Möchte sie des Geibelwortes mehr eingedenk bleiben:

Das Merkmal des wahren Dichters ist die Fähigkeit, zu korrigiren. Hübsche poetische Einfälle hat auch der Dilettant, und dieser wird auch in günstiger Stunde um eine leidlich entsprechende Form nicht verlegen sein. Aber nur der Dichter ist imstande, unabhängig von der vorübergehenden poetischen Stimmung, den guten Einfall in ein Kunstwerk umzuwandeln. Diese Fähigkeit und dies Bedürfnis, alles unwesentliche Beiwerk auszuscheiden oder auch durch Hinzufügung einer ursprünglich nicht beabsichtigten Pointe dem ganzen Gedicht die künstlerische Abrundung zu geben, unterscheidet den wirklichen Poeten vom Dilettanten. Und ohne diese strenge, ernste Arbeit am eignen Werk bleibt auch der Reichstbegabte am letzten Ende in seiner Kunst ein Stümper.

Und das heutige Poetengeschlecht vergißt zum andern leicht, daß die Dichtung eine Kunst des „Bauens, Bildens und Versöhnens" zu sein hat, daß sie eine Hüterin der Ideale ihres Volkes und der Menschheit zu sein bestimmt ist, daß sie eine Pflanzschule edler Begeisterung sein und bleiben muß. Darin fehlt unser poetischer Naturalismus wie unsre pessimistische Decadance-Poesie, die uns immer von neuem das Thema der Nichtigkeit, nicht der Dinge überhaupt, sondern unsrer gesell-

schaftlichen Verhältnisse vorsingt und durch ihre Zeichnung von Lebenszerrbildern Unruhe, Entmutigung, Aufruhr säet. Daß doch die Mahnung unsers Dichters an die Dichter gehört werden möchte:

Ihr Sänger, denen auf die Brauen
Einst süßer Tau des Himmels fiel —
Auf, jetzt gedenkt, wie euch gegeben
Ein Heilsamt aller Sühnung voll,
Und laßt das Lied erhabner schweben
Als dieser Tage Lieb und Groll!
Wenn alle schwanken, trutzen, zagen
Beim jähen Wetterschlag der Zeit,
Sollt ihr in freier Seele tragen
Das Maß und die Gerechtigkeit.
Hinweg drum mit des Grimmes Falten,
Mit Schellenklang und Brunst und Glut!
Wie mag der Arm die Wage halten,
Der mit dem Schwert den Bruder schlug?
Wie mag den Kelch des Segens spenden,
Wer selbst am Mahl der Sünde zecht?
Rein sollt ihr sein an Herz und Händen,
Ihr seid ein priesterlich Geschlecht!

Pahncke

Verschiedenes

(Der lebendige Gott) Fragen und Antworten von Herz zu Herz. Von D. Martin Kähler, Professor der Theologie in Halle. Leipzig, Deichert, 1894. 1,20 Mk.

Kähler veröffentlicht unter diesem Titel Aufzeichnungen, durch die er einer „erschütterten und um den Kinderglauben bangenden Seele“ hat helfen können. Die Schrift trägt deshalb durchaus den Charakter einer Gelegenheitsschrift. Der Form nach bilden ihre Glieder „kein planvoll abgerundetes Ganzes,“ und ihr Inhalt ist in der „Sprache des eignen Sonderlebens“ zum Ausdruck gebracht. Das bedeutet zugleich eine Schwierigkeit und einen Vorzug für ihr Verständnis. Eine Schwierigkeit, denn der, dem Kähler nicht vertraut ist, wird immer Mühe haben, sich in die Sprache des eignen Sonderlebens seiner so scharf und eigenartig ausgeprägten Persönlichkeit hinein zu finden. Aber diese Mühe wird sehr erleichtert dadurch, daß die Gedanken — so ungewöhnt auch ihr sprachlicher Ausdruck bisweilen klingen mag — durchweg biblisch orientirt sind. Und weiter, diese Mühe wird reichlich belohnt. Das Eindringen in ein religiöses Sonderleben durch das Mittel seiner selbstgeschaffnen Sondersprache ist schon an sich weit mehr als ein ästhetischer Genuß. Aber wir finden noch unvergleichlich mehr. In diesen zeugenden Bekenntnissen einer einzelnen Christenseele hat das uns allen gemeinsame christliche Bekenntnis, das einende Glaubensband der Gemeinde Jesu einen beredten Ausdruck gefunden. Und dies Allgemeine, unser christlicher Glaube, ist die gewaltige Kraft, die uns hier im Besondern mächtig berührt und ergreift. „Ich glaube an einen gnädigen Gott“ (diese nur der allgemeinen christlichen Kirche und in ihr wiederum jedem Gläubigen insbesondre gegenwärtige Gewißheit) ist das Grundthema, das Kähler immer wieder variirt. „Gottesglauben ist nur im vollen Heilsglauben gegenwärtig“ könnte das Motto des Ganzen heißen.

„Zweifel eine Thorheit“ beginnt Kähler mit schneidenden Worten. „So gewiß es in dir öde wird und finster, wenn der Zweifler sein Geschäft anhebt, so gewiß ist er dein Feind.“ Zweifel ist eine Krankheit, und eine Krankheit kann nicht heilsam sein; darum auch keine Hochachtung vor dem sogenannten „ehrlichen“ Zweifler! — Sind solche Worte nicht überscharf? ja nicht geradezu unwahr? Haben wir nicht selber schon manchen Zweifel als religiöse Pflicht empfunden und durchgekämpft? Hat dich und mich nicht schon Gott durch Zweifel gesegnet?

Von solchen Zweifeln redet Kähler hier nicht. Er spricht von dem zweifelnden Trotz des menschlichen Herzens, das sich von Gottes Güte nicht überwältigen lassen will, von den Anfechtungen eines solchen, der schon durch Christus überwunden war und sich doch in die wunderbaren Wege des gnädigen Gottes nicht finden mag, wie Thomas, er spricht nicht von Zweifeln über die Formen des Ausdrucks, den der Glaube in der Welt gefunden hat, sondern von dem Zweifel, der selber das Gegenteil des Heilsglaubens ist. Was dieser Zweifel sei, wird deutlich an dem, was Kähler über seinen Gegensatz, über den Glauben sagt: „Zweifeln heißt in der Erde wurzeln und Glauben auf die Himmelsleiter steigen, Zweifeln ist menschlich . . . Glauben ist übermenschlich, denn was wir glauben, ist nicht unser und nicht in uns. Eben deshalb kann man nicht glauben, woran man will, sondern nur daran, woran sich überhaupt glauben läßt; der Glaube wird uns angethan.“ — Kann über den Zweifel, der sich den Glauben nicht anthun lassen will, ein Wort zu scharf sein?

Wenn sich doch recht viele durch solche evangelischen Worte über Zweifeln und Glauben locken lassen wollten, auch das zu durchforschen, was Kähler in den folgenden Kapiteln ausführt über den „bekannten Gott,“ den „verborgnen Gott“ und den „lebendigen Gott.“ Wer, wie Kähler, weiß, was rechter christlicher Glaube ist, der hat auch dir viel zu sagen, viel von dem bekannten Gott, von dem schließlich doch kein natürlicher Mensch etwas Sicheres weiß, von dem doch nur Einer sagen konnte: „Ich kenne ihn!“ — viel, wie durch diesen Einen uns der Verborgne offenbar ist, wie durch den Einen unser einsames elendes Diesseits sich verjenseitigt hin zu dem weltverborgnen, jenseitigen Gotte, und wie unser irdisches Leben durch den Glauben dann zu dem mit Christo in Gott verborgnen Leben wird — viel von dem lebendigen Gotte, wie ich ihn finden kann, ohne nach Zeichen und Wundern, auch im innern Leben nicht, zu fragen, indem ich anklopfe, bis die Thür sich aufthut, wie ich ihn erlebe, ihn mir vorstelle, und wie ich da, wo ich mit dem Vorstellen fertig bin, mit dem Anbeten anhebe, wie ich ahnend sein Wesen ergreife in der Gestalt Jesu Christi, und wie ich dann bekenne: „Der lebendige Gott, das ist der Gott, der lieben kann und lieben will; dessen Allmacht sich zusammenfaßt im Thun der Liebe; dessen Heiligkeit ausstrahlt aus dem Herzen voll Liebe.“ Viel hat Kähler namentlich auch uns Freunden der Christlichen Welt zu sagen. Wollen doch gerade wir in unsern Blättern ganz wie Kähler von dem einen einzigen Gottesbeweise zeugen, dem einzigen, der Kraft und Wahrheit in sich trägt: „Die Liebe, die nicht aus uns ist, die Liebe ist der »Gottesbeweis« für den lebendigen Gott“ (S. 70). Wer diesen Gottesbeweis gefunden hat, den werden Kählers Worte neu kräftigen gegen die immer neuen Anschläge des Zweifels, und wer noch nach dem lebendigen Gotte sucht, dem werden sie den Weg weisen, den Weg, Christum, der zu dem Leben, dem lebendigen Gotte führt, siegreich wider alle tötende Dialektik des Zweifels und des Kleinglaubens. Schiele

(Noch einmal der Tropfen am Eimer) Ich habe in Betreff meines Aufsatzes über „Ein Stückchen ultramontaner Litteraturgeschichte“ in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht*) so viel freundliche Zuschriften aus meinem Leserkreis erhalten mit dem Hinweis auf eine Bibelstelle (Jesaia 40, 15), auf die Klopstocks Bild von der Erde zurückgehen müsse, daß es Herrn Professor Nestle ja wohl zum Vergnügen gereichen wird, im Gegensatz zu dem Verdruß, den er dabei von mir gehabt hat.

Ich wußte übrigens von der Prophetenstelle. Ein theologischer Freund hatte mich darauf verwiesen. Aber den Tropfen im Eimer bei Luther und den Tropfen am Eimer bei Klopstock konnte ich nicht so gleich überein bringen, um beide als ein und dasselbe ansehen zu können. So gab ich der Sache leider keine weitere Folge. Nachher stellte sich heraus, daß in Luthers Uebersetzung ein Versehen vorliegt und am das Richtige ist, wie es denn in neuern Bibelausgaben berichtigend eingesetzt ist, zuerst bei Bunsen, oder zu allererst doch bei Klopstock. Dabei bleibt nur die Frage übrig: woher hatte Klopstock sein am? War er im hebräischen Urtext so zu Hause, daß er Luther berichtigen konnte? Oder gab ihm seine Kunst und Gewöhnung, die Dinge in einfacher Größe zu schauen, das Rechte ein? Ich möchte das Zweite für richtig halten.

Uebrigens darf ich noch einen Grund anführen dafür, daß ich Luthers Text zunächst nicht weiter in Erwägung zog. Ich fühlte nämlich, daß das von dem Gedankengange ablenken könne, der mir die Hauptsache war, weiß aber zu gut aus Erfahrung, wie leicht es geschieht, daß ein nebensächlicher Umstand, wenn er stark in die Augen fällt, die Gedanken von der Hauptsache abführt, wie es hier wieder geschehen ist. Mir war die Hauptsache die erschreckende Kluft, die sich da auf dem Gebiet der deutschen Geisteswelt zwischen ultramontaner und deutscher Bildung aufthut, eine Kluft, die immer gefährlicher wird und täglich zu besprechen wäre, um an ihrer Ueberbrückung zu arbeiten. Für Herrn Brunner, den päpstlichen Hausprälaten (der übrigens seit etwa Jahresfrist verstorben ist), war die Bibelstelle so gänzlich gleichgiltig, daß er bei dem Eimer an einen Bierkeller dachte. Da ihm aber Gleims Halladat die nächste Quelle war, der auch am Eimer hat, unzweifelhaft nach Klopstock, so war mein nächstes Ziel mit Klopstocks Frühlingsfeier erreicht. Rudolf Hildebrand

(Ein Erwerbszweig für gebildete Frauen) Im Berliner Verein „Frauenwohl“ ist unlängst ein Vortrag gehalten worden, der die Aufmerksamkeit auf einen Frauenberuf lenken will, dem bisher viel zu wenig Beachtung geschenkt worden ist. Es ist der Obst- und Gartenbau. Daß dieser in Deutschland einer Hebung bedarf, bezeugt die Thatsache, daß die Mehreinfuhr im Jahre 1893 fast 30 Millionen Mark betrug. Dabei ist die Einfuhr der Südfrüchte, Nüsse und Kastanien nicht eingerechnet. Die Frau kann hier sehr wohl mithelfen, Wandlung zu schaffen. Den Beweis dafür liefert Amerika. Dort ist der Obstbau zum guten Teil in den Händen der Frauen. Auf der Ausstellung in Chicago hat denn auch eine Frau, Besitzerin großer Gartenanlagen in Kalifornien, für ihre vortrefflichen Obstkulturen einen ersten Preis erhalten. In Deutschland sind erst schwache Versuche gemacht. Frau Kommerzienrat Heyl in Charlottenburg hat die erste Gartenbauschule für Frauen ins Leben gerufen. Belehrungskurse für Obstverwertung sind bisher fünf eingerichtet worden; von ihnen sind besonders die an den Gartenbauschulen zu Geisenheim a. Rh., Karlsruhe und Kassel zu nennen. Diese Kurse dauern vier bis neun Tage. Der Unterricht kann in einer so kurzen Zeit naturgemäß fast nur theoretisch sein. Es muß daher eine große Vertrautheit mit den praktischen Arbeiten vorausgesetzt werden. Trotz der vorhandenen großen Schwierigkeiten rufen die Leistungen der Frauen überall die größte Anerkennung hervor.

Soll die Gärtnerei den Frauen zu einem wirklichen Beruf werden, so muß eine gründliche Bildung in Theorie und Praxis geboten werden. Das ist nur möglich, wenn die Gartenbauschulen ganz nach dem Muster und Plan der für Männer bestehenden eingerichtet werden. In erster Linie würde es Aufgabe der Frauen und Töchtern der Landwirte werden, durch die Kenntnisse, die sie sich auf solchen Schulen erwerben, die allgemeine Notlage der Landwirtschaft in etwas vermindern zu helfen. In der That liegt hier ein reiches Feld für eine segenbringende Thätigkeit fast gänzlich brach. Und doch eröffnet sich eine weite Per-

*) Vgl. N. 30

spektive: gebildete, mit dem Gartenbau gründlich vertraute Frauen könnten ihre Gutsleute anweisen, Gemüse und Obst für den Bedarf der eignen Familie zu ziehen. Dadurch würden die Leute zu einer bessern Lebenshaltung und Ernährung veranlaßt. Auch die Frauen, die darauf angewiesen sind, sich bei fremden Leuten ihr Brot zu verdienen, würden als Gärtnerinnen leicht Verwendung finden können, sowohl auf größern Gütern, wo die Gutsherrin durch mannigfache andre Pflichten an einer solchen Thätigkeit gehindert ist, als auch auf kleinern, wo eine Frau im Winter leichter sonstige Verwendung in der Wirtschaft finden kann, als ein Gärtner, der sich nicht zu jeder Arbeit hergeben will.

Man will nun ernstlich daran gehen, eine Gartenbauschule für Frauen zu gründen. Vorschläge und Anfragen sind an Frau Schulrat Cauer, Berlin, Nettelbeckstraße 26, oder Fräulein Elvira Castner, Berlin, Potsdamer Straße 6 zu richten. E Tn

(Der kleine Johannes) Von F. van Eeden. Bibliothek der Gesamtlitteratur Nr. 609—10. Halle, Hendel. 127 S. 50, geb. 75 Pfge.

Wenn ich auf diese wundersame Märchendichtung aufmerksam mache und um Leser werben möchte, so geschieht es nur mit Zögern; es mag wohl sein, daß ich manchmal den Dichter nicht verstanden habe, daß ich Unbedeutendes auf Kosten des Wichtigern zu sehr hervorhob, aber das alles soll mich nicht hindern, so gut ichs vermag, meine Eindrücke und Gedanken wiederzugeben. Ich enthalte mich jeder Kritik und überlasse sie dem Leser. — Es ist einer von uns, der kleine Johannes, nur empfindet er feiner wie wir; immerhin wollen wir ihn auf seiner Wanderung begleiten und ihn zu verstehen suchen. Wie der kleine Junge das tosende Meer sieht, die glänzende Sonne, die lichten Sterne und die bunten Blumen, da dämmert in ihm der Gedanke an eine andre, ewige Welt; aber er findet nicht den Weg zu ihr, er kennt nicht den Schlüssel, der ihre Pforten öffnet. Da nimmt sich ein Elfe seiner an, der kleine Windekind; er giebt dem Johannes Flügel, mit denen er sich aufschwingen kann zur hellen Sonne und eingehen soll durch das Wolkenthor zur Herrlichkeit. Er versteht jetzt die Sprache der Tiere und der Blumen; ach, die sind alle so viel besser und feiner wie die Menschen, sie leben alle in Frieden und Glück. Ein kleines Schlüsselchen behält er als Pfand für die Wirklichkeit des Geschauten, und nun muß er wieder ein Weilchen auf die Erde zurück; da möchte er so gern von all den Herrlichkeiten erzählen, aber die Menschen lachen den Schwärmer aus. Traurig klagt er Windekind sein Leid. „Was geht das die Menschen an!“ antwortete jener; „du sollst nie von so feinen Sachen mit Menschen sprechen; dazu sind die zu grob.“ (S. 24.) Aber ach! bald verliert Johannes den kaum gewonnenen Freund. Er fragt so oft: Warum? und denkt so oft: Ach, wüßt' ich doch. . . ., aber das mag Windekind gar nicht leiden, denn er weiß, wohin das Warumfragen führt, wie es den Menschen zur Verzweiflung bringen kann und ihm sein Ideal zerstört. — Ein Heinzelmännchen tritt den beiden in den Weg, es heißt Wüßtich. Von ihm erwartet Johannes die Beantwortung all seiner Fragen, ihm schließt er sich an, aber Windekind ist verschwunden. Nun sucht er mit Wüßtich nach dem Wunderbuch, das alle Fragen lösen soll; Windekind meint, das gäbe es gar nicht, aber Wüßtich weiß es natürlich besser, nur kann er es nicht finden. Auch hier wendet sich Johannes traurig ab. — Ein neuer Freund bietet sich ihm zur Führung an, der sich für viel gescheiter ausgiebt als die beiden andern, er heißt Klauber. „Er wünscht bloß das zu verstehen, was er sieht.“ Alles andre ist nicht. Wüßtich existirt gar nicht, meint er einmal, und Windekind existirt erst recht nicht, hat nie existirt (S. 78). Er analysirt alles, er zerreißt die Ankerkette, die unsern kleinen Johannes mit der ewigen Welt verband, alles ist nicht. Er führt ihn hinab zu den Toten und zeigt ihm dort das Nichts. Verzweifelnd sucht der Arme einen Halt; sehnsuchtsvoll schaut er aus nach seinem Windekind, vergebens bittet er Klaubers guten Freund Hein — die Menschen nennen ihn den Tod —, er möge ihn mitnehmen. Die Verzweiflung giebt ihm die Kraft, Klauber zu überwinden, dann eilt er fort, hinaus in den Sonnenschein — und siehe! Windekind schwebt vor ihm her; er eilt ihm bis ans Meeresufer nach. — In dem Nachen, den Windekind besteigt, befindet sich noch eine dunkle Gestalt. „Bist du Jesus, bist du Gott?“ fragt Johannes. — „Nenne jene Namen nicht,“ antwortet die Gestalt, „einst waren sie heilig und rein wie Priestergewänder . . . nenne sie nicht, denn ihr Sinn ward zum Irrtum, ihre Weihe zum Spott.“ Zwei Wege schlägt Jesus vor: vorwärts, „dort ist das große Licht, dort wirst du selber sein, was du zu kennen begehrst,“ und rückwärts, „wo die Menschen sind und ihr Weh, da ist mein Weg.“ Allein fährt Windekind dem Lichte zu, Johannes geht mit Jesus zurück. — Verlassen wir die Traumwelt und suchen wir unsre Geschichte in der des kleinen Johannes. Jene Führer haben sich uns einst auch angeboten. Der erste war unser Ideal, das uns aufwärts führen wollte, ein stiller treuer Führer, aber unsichtbar und ungreifbar. Bald blieben wir hinter ihm zurück und suchten die Lösung der Lebensrätsel auf eigne Hand zu finden. Aber Wüßtich befriedigte uns nicht. Dann kam die trostlose Zeit, in der der kritische Verstand die Schranken des Gefühls verletzte; er sezirte unbarmherzig, und uns blieb ein Nichts! Müde sanken wir in die Arme dessen, den wir von Anfang an gesucht. „Er war es, der uns weinen machte, um die Menschen . . ., er war es, der Liebe in unsre Brust goß, als wir seine Liebe nicht verstanden. Er war mit uns, und wir sahen ihn nicht; er rührte unsre Seele, und wir kannten ihn nicht“ (S. 126). Müssen wir jene Umwege machen, um zu ihm zu gelangen, mußten wir Windekind verlassen? „Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.“ Pl

(Geschichte der Weltlitteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker) Von Julius Hart. Erster Band. Berlin, W. Paulis Nachfolger. 7,50 Mk.

Es ist eine der schwersten Aufgaben, ein bestimmtes Gebiet

menschlichen Geisteslebens durch die Jahrhunderte und Jahrtausende zu verfolgen, die mannigfachen Phasen seiner Entwicklung in festem klarem Umriß zu zeichnen und eine straffe Gedankenverbindung zwischen den einzelnen herzustellen, daß ein festgefügtes schönes Ganze vor dem Beschauer steht. Schwachen Köpfen — und solcher gabs genug unter unsern Litterarhistorikern — gelingts fast immer nur, die einzelnen Erscheinungen nach Zeit oder Volk an einander zu reihen ohne innerlichen Halt, als legten sie ungefüge Steinblöcke, über die sie keine Macht haben, kurz entschlossen neben einander. Julius Hart hat den gewaltigen Stoff der Weltlitteratur gleichsam zu einem feinen Essay über die Entwicklung des menschlichen Geistes vom Patriarchalismus mit der alles einengenden Pietät und Autorität durch den beschränkten Individualismus des Griechentums und den Asketismus des Mittelalters hindurch zur Fülle, Weite und Feinheit des modernen Ichbewußtseins zu gestalten gewußt. Man steht mit ihm überall gleichsam auf einer hohen Warte und sieht, wie jede Zeit und jedes Volk nach seiner Eigenart das Seine beigetragen hat zur Emporbildung der Menschheit, wie von allen Erdteilen her die Ströme in den einen großen Strom menschheitlichen Seins fließen. Wir fühlen hinter der Litteratur jedes Volkes dessen ganzes, großes, volles Leben; jede litterarische Erscheinung entsteht vor unsern Augen aus dem Mutterboden der Zeit mit ihren religiösen, politischen, sozialen Verhältnissen. Das ist freilich nur deshalb möglich, weil Julius Hart nach der Weise des rechten Geschichtsschreibers, zugleich mit dem feinen Empfinden des Dichters, in jede Periode der Weltlitteratur sich liebend versenkt hat und alles zu würdigen weiß als eine, wenn auch uns zunächst fremde, doch in sich berechtigte Ausgestaltung menschlichen Denkens und Empfindens. Nicht als ob ihm damit eine verschwommene Objektivität eigen wäre; seinen eignen Standpunkt bringt er oft genug durchgreifend zur Geltung. Er steht mit beiden Füßen fest im neunzehnten Jahrhundert, sein Ideal liegt nicht im Hellenismus, noch weniger in einer andern Kulturepoche, er ist ein moderner Mensch voll weltfrohen Optimismus, der sich bewußt ist, daß auch wir ein Großes und Bleibendes schaffen können und schaffen, nicht mehr als beschränkte Anbeter der Antike, sondern aus dem Innersten der lebendigen Einzelpersönlichkeit heraus. Das ist gewiß uns allen sympathisch, die wir des steten Redens von der Vergangenheit müde sind und uns als Menschen unsrer Zeit ausleben wollen. Diese der unsrigen verwandte Stimmung, die das Hartsche Buch durchweht, macht uns seine Lektüre zu einem Genuß, wenn wir auch gegen manche besondre Ausführung Harts Einwendungen zu machen haben. Die Freude an dem Buch wird durch eins erhöht: jede Litteraturepoche, jede Persönlichkeit der Vergangenheit wird uns lebensvoller durch die geschickten und treffenden Parallelen mit Erscheinungen und mit Männern unsrer Tage. Ein kurzer Hinweis auf Goethe oder Byron oder Zola, auf Menschen, die wir in ihrer Eigenart kennen, weckt ein rascheres und tieferes Verständnis für fremde Gestalten; sie kommen uns wirklich innerlich nahe, wir schauen ihnen leichter in der Seele Grund. P L

(Volksrundschau) Friedrich Lange — denn er ist doch die Seele des Unternehmens — versendet an die Geistlichen Rundschreiben mit der Aufforderung, für die Volksrundschau Mitarbeiter und Abonnenten zu sammeln. Darin steht bezeichnenderweise der Satz: „Wir fragen nicht, ob wir bei diesem Unternehmen auf Ihre Unterstützung rechnen können; wir sind dessen gewiß.“ Das liegt doch so einfach nicht, denn noch ist uns keine Gewähr gegeben, daß in dieser Zeitung das christliche Element innerhalb unsers Volkslebens gewürdigt und gepflegt werden wird. Der Aufruf läßt es an jeder Andeutung hierüber fehlen, und im Hindergrunde aller von dieser hochachtbaren Stelle ausgehenden Bestrebungen steht doch das direkt christentumfeindliche „reine Deutschtum“ des Herausgebers. Und wir werden die Hand dazu nicht bieten können, daß in die breiten Schichten des Volkes diese „Deutschreligion“ getragen werde. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß man bei Leitung des neuen Unternehmens vorsichtig zu Werke gehen wird, wir wünschen ihm auch in mancherlei Sinn guten Erfolg, aber thatkräftige Unterstützung kann man von christlichen Geistlichen doch dann erst erwarten, wenn man ihnen nicht nur einige einschmeichelnde Redensarten sagt, sondern wenn man klar und deutlich ausspricht, daß man das Christentum im deutschen Volke (in welcher Gestalt es auch sei!) als ein unentbehrliches Element ansehe, das gepflegt und gestärkt werden müsse. Bis dahin werden wir über ein gewisses abwartendes Mißtrauen bei aller Freude an dem Ernst der schönen Bestrebungen nicht wohl hinaus kommen. R B

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 33 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,
enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.** Prospekt durch

Rektor Kühne

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 32: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Jubiläum der Universität Halle; Stöcker und der Evangelisch-soziale Kongreß; Brief eines protestantischen Geistlichen und die bayrische Landeskirche — Evangelische im Auslande: Die evangelisch-schweizerische Konferenz; Schweiz. Synode in Graubünden; Der Bau der Lutherkirche in Rom; Deutsche evangelische Kirche in Paris; Die deutsche Filialgemeinde der reformirten Kirche in Budapest; Die Grundsteinlegung der deutschen (evangelischen) Schule in Alexandrien; Die feierliche Einweihung des neuen Diakonissenhospitals in Jerusalem; Der Jahresbericht des Aussätzigenasyls in Jerusalem — Römische Kirche: Aus dem Prozeß gegen den Pfarrer Müller; Eine Protestantenverfolgung im Kanton Tessin — Innere Mission: Der Landesverein für innere Mission im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt; Eine Studentenkonferenz zur Vertiefung christlichen Lebens — Personalien

Hefte zur Christlichen Welt

Es sind bisher erschienenen:

1. **Der rechte evanglische Glaube.** Von D. Rade, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Preis 40 Pf.
2. **Zur Würdigung des Apostolikums.** Von D. F. Kattenbusch, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers: „Zum Kampf um das Apostolikum.“** Von D. Adolf Harnack, ord. Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann, Professor in Marburg. Preis 40 Pf.
5. **Die Norm des echten Christentums.** Von D. Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Preis 50 Pf.
6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche.** Von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
7. **Das Alte Testament und die evangelische Gemeine.** Von D. Hermann Schultz, Professor der Theologie in Göttingen. Preis 40 Pf.
8. **Wie dünket Euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
9. **Christentum und Staat.** Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 60 Pf.
10. **Der zweite Artikel im Lutherschen kleinen Katechismus.** Von Lic. theol. W. Bornemann, Professor in Magdeburg. Preis 40 Pf.
11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens.** Von D. Max Reischle, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 50 Pf.
13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis.** Von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Preis 40 Pf.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Evangelischer Verein der Gustav-Adolf-Stiftung

Siebenundvierzigste Hauptversammlung in Darmstadt

10. bis 14. September 1894

Während der Dauer der Versammlung ist im Hauptgebäude des Main-Neckar-Bahnhofs, Eingang vom Bahnsteig, ein Anmelde- und Wohnungsbüreau für sämtliche Festteilnehmer geöffnet.

Das Büreau des Zentralvorstandes befindet sich im Hotel zur Traube, Louisenplatz 6.

Es wird gebeten, daß die Abgeordneten der Haupt-, Frauen- oder sonstigen Vereine alsbald nach ihrer Ankunft ihre Vollmachten im Büreau des Zentralvorstandes abgeben, zu deren Empfangnahme ein Beauftragter des Zentralvorstandes zugegen sein wird.

Bei demselben ist auch die Einzeichnung in die Rednerliste, die Zeichnung auf Berichte und Festpredigten, die Anmeldung oder Zahlung der Beiträge für das gemeinsame Liebeswerk oder sonstige Einzahlungen, ebenso die Anmeldungen der Wünsche für Empfang der Kultusgegenstände, die für die Diaspora bestimmt sind, zu bewirken.

Es wird ferner gebeten, die Anmeldung bei dem Anmelde- und Wohnungsbüreau durch Karten mit deutlicher Adressenbezeichnung und unter der Angabe, ob Abgeordneter, zu bewirken, damit Name und Adresse richtig in die Präsenzliste eingetragen werden können. Nur in diesem Büreau werden die Festkarten und Tischkarten ausgegeben, ebenso Wohnungen nachgewiesen und sonst gewünschte Auskunft nach Möglichkeit erteilt.

Montag, den 10. September. 9 Uhr vormittags: Beratung des Zentralvorstandes im Hotel zur Traube; nachmittags: Fortsetzung der Beratung; Abends: Freie Zusammenkunft im Garten des Saalbaus, Ecke der Saalbau- und Riedeselstraße.

Dienstag, den 11. September. Vormittags: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes. Nachmittags $3\frac{1}{2}$ Uhr: Oeffentliche Begrüßung der Abgeordneten und Gäste im großen Saale des Saalbaues; 5 Uhr: Festgottesdienst in der Stadtkirche. Predigt: Herr Generalsuperintendent Dr. Döblin aus Danzig; abends 7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung im Gartensaale des Saalbaues. — Hierzu haben außer den Mitgliedern des Zentralvorstandes die Abgeordneten der einzelnen Hauptvereine, die Hauptvereinsvorstände, sowie die Abgesandten auswärtiger Vereine, Gemeinden oder sonstiger Körperschaften, die Ehrengäste und die Mitglieder des Festausschusses Zutritt. Nach Schluß der Versammlung gesellige Vereinigung im großen Saale des Saalbaues.

Mittwoch, den 12. September. Morgens 7 Uhr: Choral von den Türmen der evangelischen Kirchen; $7\frac{1}{2}$ Uhr: Glockengeläute von den evangelischen Kirchen; $8\frac{1}{2}$ Uhr: Versammlung der Abgeordneten und Festgenossen im Garten der Vereinigten Gesellschaft, Ecke der Rhein- und Neckarstraße, von da Festzug die Rheinstraße aufwärts zur Stadtkirche und Johanniskirche; 9 Uhr: Festgottesdienste: in der Stadtkirche, Predigt: Herr Hofprediger Dr. Braun aus Stuttgart; in der Johanniskirche, Predigt: Herr Generalsuperintendent D. Baur aus Koblenz; 11 Uhr: Erste öffentliche Versammlung in der Stadtkirche: I. **Eröffnungsansprache** des Vorsitzenden; II. **Vortrag aus dem Jahresberichte des Zentralvorstandes,** durch dessen Schriftführer, Herrn Schulrat Dr. Hempel aus Leipzig; III. **Begrüßungen, Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen;** nachmittags 3 Uhr: Gemeinsames Festmahl im großen Saale des Saalbaues; 7 Uhr: Musikalisch-liturgischer Gottesdienst in der Stadtkirche unter Mitwirkung der drei hiesigen evangelischen Kirchengesangvereine und der Chorschule; abends $8\frac{1}{2}$ Uhr: Oeffentliche Versammlung der Mitglieder und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins im Gartensaale und Garten des Hotels zum Darmstädter Hof, Rheinstraße 12: I. **Besprechung über den Jahresbericht des Zentralvorstandes;** II. **Berichterstattung über die Zentralkassenrechnung für 1892/93.** Beschlußfassung; III. **Wahl von acht Mitgliedern des Zentralvorstandes** an Stelle der satzungsmäßig am 6. November 1894 ausscheidenden Herren Geh. Kirchenrat, Domherr Prof. D. Fricke und Kaufmann Zweiniger in Leipzig, Hofprediger Dr. Braun in Stuttgart, Konf.-Präsident von der Gröben in Posen, Geh. Oberjustizrat a. D. Johow in Berlin, Propst Dohrn in Altona, Professor D. Nippold in Jena, Reg.-Rat a. D. Schultz in Breslau; IV. **Das gemeinsame Liebeswerk,** für das vom Zentralvorstand die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden: Fulda in Hessen-Kassel (Nr. 582 der Auszüge), Sacken in Schlesien (Nr. 238 der Auszüge), Zwiesel in Bayern (Nr. 348 der Auszüge) vorgeschlagen worden sind. a) Anmeldung der Beiträge; b) Bericht des Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. Wach aus Leipzig über die vorgeschlagenen drei Gemeinden; c) Abstimmung der Abgeordneten der Hauptvereine und des Zentralvorstandes; V. **Beratung und Beschlußfassung über die etwaigen durch die Vorversammlung auf die Tagesordnung gebrachten Gegenstände,** beziehentlich Bekanntmachung der in der Vorversammlung gefaßten Beschlüsse der Abgeordneten; VI. **Fortsetzung der Ansprachen,** soweit thunlich; VII. **Bestimmung über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung.**

Donnerstag, den 13. September. Morgens 7 Uhr: Choral von den Türmen der evangelischen Kirchen; 8 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung in der Stadtkirche; nachmittags Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Darmstadts; abends 7 Uhr: Gesellige Vereinigung im Garten des Saalbaues.

Freitag, den 14. September. Morgens früh: Ausflug nach dem Niederwalddenkmal.

1. Diejenigen Festteilnehmer, welche durch Vermittelung des Festausschusses freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis 4. September unter der Adresse des Herrn Landgerichtsrat Küchler, Fabrikstraße 18 anmelden.

Unter derselben Adresse können auch schon im voraus die Tisch- und Festkarten gegen Einsendung des Betrags bezogen werdeu.

2. Die Festkarte (zu 3 Mark) berechtigt zur Benutzung der reservirten Plätze bei den Gottesdiensten und bei den öffentlichen Versammlungen und des Kirchenkonzerts. Für den Ausflug auf den Niederwald werden im Anmeldebüreau bei Lösung oder später gegen Vorzeigung der Festkarte besondre Karten ausgegeben, die aber spätestens bis Mittwoch Abend genommen werden müssen. (Preis wird später bestimmt)

3. Die Tischkarte (zu 3 Mark ohne Wein) berechtigt zur Teilnahme an dem gemeinsamen Festmahle Mittwoch um 3 Uhr. Diese Teilnahme kann aber nur denen zugesichert werden, die ihre Karte bis Dienstag, 11. September, Mittag, gelöst haben.

Leipzig und Darmstadt, August 1894

Der Zentralvorstand **Der Festausschuß**

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 33: Der Sozialismus der Gebildeten — Ein neues Militärstrafverfahren — Städtische Boden- und Steuerfragen — Wandlungen des Ich im Zeitstrome — Aus dem Pariser Salon — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Portofreiheiten noch einmal — Schwarzes Bret

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig